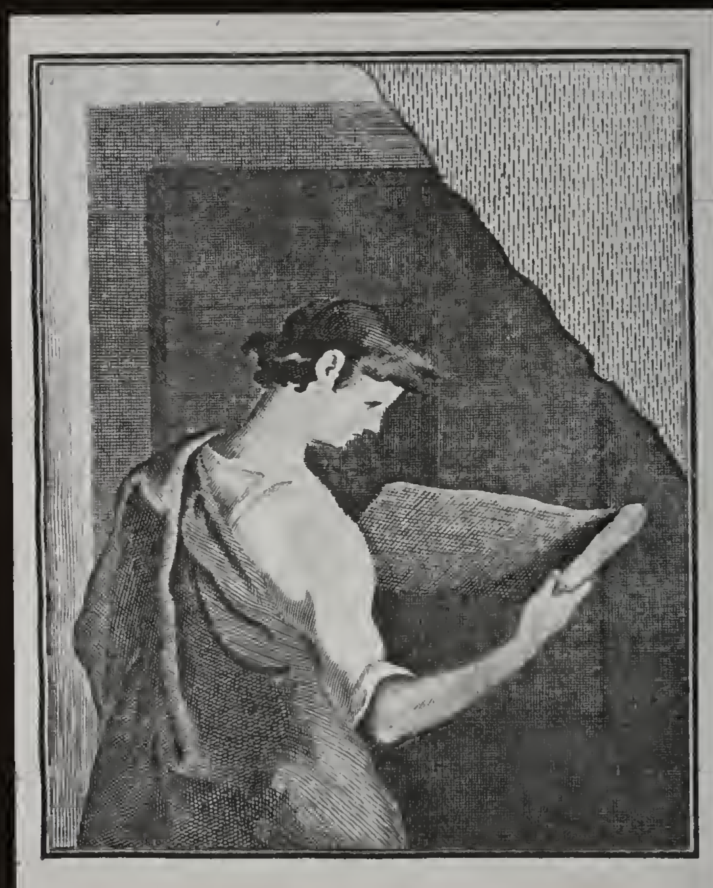
Der Alte Orient

Dritter Jahrgang

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1902



Der

Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Dritter Jahrgang



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1902

Arabien vor dem Islam

Von

Dr. Otto Weber



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1901

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

3. Jahrgang, Heft 1.

Arabien ist die Völkerkammer der semitischen Rasse gewesen. Von dort aus hat sie ihren Weg genommen, um in unaufhaltsamem Vordringen alle Stätten zu überfluten, welche der Verlauf der Geschichte als von Semiten bewohnt zeigt. Es muß eine unerhörte Lebenskraft an den Boden dieses eigenartigen Landes gebunden gewesen sein. Auch andere Rassen haben den Versuch gemacht in Vorderasien sich zur Geltung zu bringen und hin und wieder einen Ansturm auf die alten Kulturcentren unternommen. Sie haben es nicht vermocht, sich dauernd zu behaupten und mehr als flüchtige, nur von politischem Einfluß getragene und mit ihm wieder schwindende Spuren ihres Wesens der semitischen Kultur aufzudrücken. Das arabische Volkstum hat sie in stets sich verjüngender Kraft immer wieder hinweggefegt und eifersüchtig darüber gewacht, daß kein rassenfremdes Element das Erbe der semitischen Kultur auf die Dauer an sich reiße. So hat in steter, durch Jahrtausende sich hinziehender Ablösung der an ihrer eigenen Kultur absterbenden Völker durch junge, urwüchsige, lebenskräftige Elemente gleicher Rasse das Arabertum das gewaltige Land von der Südküste der arabischen Halbinsel bis zum Euphrat und Tigris und der Ostküste des Mittelländischen Meeres bis zum heutigen Tag als eigenstes Herrschaftsgebiet behauptet.

Eine überlegene Kultur ist es, wie niemals bei großen Völkerverschiebungen, auch hier nicht gewesen, was dem erobernden Volk zur Herrschaft verholfen hat. Daß aber Araber nicht nur einmal die alte Kulturwelt sich unterworfen haben, um dann, wenn ihre Zeit um war, wieder einer anderen Rasse zu erliegen, daß es vielmehr immer wieder Araber waren, die sich im Besitz der einmal von ihnen eroberten Kulturcentren ablösten, das lag in der Natur des Heimatlandes begründet.

Arabien war nie im Stand große Menschenmassen dauernd zu tragen. Nur vereinzelte Partien, wo ständige Bewässerung vor-

handen ist, haben feste Ansiedelungen ermöglicht. Die große Masse des Landes ist und war jederzeit wasserarm und bot nur wandernden Beduinen und ihren Herden stets wechselnden Aufenthalt. An den festen Ansiedelungen hat sich schon frühzeitig eine Kultur entwickelt und sicher hat sich bereits in vorhistorischer Zeit und dann immer wieder im Mutterland im kleinen derselbe Vorgang abgespielt, den das Überströmen des semitischen Elements auf den ganzen vorderen Orient im großen darstellt: die fruchtbaren Landstriche haben den Überschuß ihrer Bevölkerung an die angrenzenden Weidetriften abgestoßen, umgekehrt aber haben die kühnen Söhne der Steppe die glücklicheren Bewohner der Kulturcentren nie allzulange ungestört im Besitz der reicheren, üppigeren, bequemeren Daseinsbedingungen gelassen. So war es ein stetes Kommen und Gehen, ein Geben und Nehmen, ein ununterbrochener Austausch kulturellen Besitzes und ursprünglicher Lebensfrische, ein wirklicher Kampf ums Dasein, der dem Kern des Volkes die Spannkraft wahrte, ihm die Kenntnis der Kultur vermittelte und damit aber auch die Begehrlichkeit nach ihren Früchten erweckte.

Derselbe Prozeß vollzog sich dann auch seit vorgeschichtlichen Zeiten auf dem Schauplatz der ganzen vorderasiatischen Geschichte.

Vielleicht schon im 5. Jahrtausend ist das älteste Kulturvolk, das uns wenigstens in seinen Wirkungen noch historisch erreichbar ist, die Sumerer, semitischen Einwanderern erlegen. Als das so entstandene altbabylonische Reich alt und morsch geworden, bringt eine neue, aus Arabien einwandernde Schicht am Ausgang des 3. Jahrtausend dort eine vollständige Umgestaltung der Verhältnisse hervor. Um diese Zeit zeigt sich in Syrien und Palästina das kananäische Element, in Ägypten dringen die Hyksos ein und gleichzeitig beginnen dort semitische Einflüsse sich allenthalben geltend zu machen. Vom Anfang des 2. Jahrtausends ab dringen die Assyrer von Nordarabien her in Mesopotamien ein und es dauert nicht lange, so fangen nachrückende aramäische Nomadenhorden an das babylonisch-assyrische Kulturland durch stets wiederholte Einfälle zu beunruhigen. Die Minäer wandern nach Süden, Phönizier und Hebräer schieben sich allmählich an die Ostküste des Mittelländischen Meeres vor und bald beginnen die Chaldäer in Südbabylonien sich bemerklich zu machen. Fast tausend Jahre ist die Verteilung des vorderen Orients unter die semitischen Völker nicht wesentlich verschoben worden. Kleinere Umwälzungen haben naturgemäß immer wieder stattgefunden und auch von außen her sind mit der Zeit

immer nachdrücklichere und erfolgreichere Vorstöße gemacht worden, durch Perser und Meder, durch Römer und Griechen. Als aber das fremde Element drohte, dauernd sich hier und dort im vorderen Orient festzusetzen, hat sich Arabien wieder auf seine alte Mission besonnen. Von dort aus hat sich vom 7. Jahrhundert nach Christus an unter dem Zeichen des Islam eine Evolution des Semitismus vollzogen, die an sieghafter Gewalt des Ansturms und an Ausdehnung alle bisherigen weit übertroffen hat. Unter ihren Nachwirkungen steht noch heute die Völkerkarte Asiens und Nordafrikas. Auch das Geistesleben vieler Millionen von Menschen wird auf unabsehbare Zeiten unter ihrem Bann stehen.

Arabien hat also dem vorderen Orient die Bevölkerung gegeben, die wir in historischer Zeit dort finden. In all den verschiedenen Perioden dieser Entwicklung, die nicht etwa scharf abgegrenzt sind, sondern naturgemäß vorbereitend und nachwirkend in einander übergreifen, sind die arabischen Völker das naturfrische, urwüchsige Element, das durch seine Lebensbedürfnisse aus dem Mutterland getrieben den Kulturcentren zuströmt, dort in kürzer oder länger währendem Angleichungsprozeß die physische Übermacht gewinnt, der überlegenen Kultur aber sich beugt und in ursprünglicher Empfänglichkeit die reife Frucht langer Entwicklung aufnimmt und durch sie das aus der Heimat mitgebrachte Erbe an geistigem Besitz zu neuem, eigenartigem Leben befruchtet.

Dieser Prozeß hat sich in einer für alle späteren Zeiten ausschlaggebenden Weise nach der ersten arabischen Wanderung im Verlauf der langen, für uns historisch nicht mehr zu messenden Zeit des Ausgleichs des sumerischen und semitischen Elements in den Niederungen des Euphrat und Tigris vollzogen. Die Kultur der semitischen Babylonier hat sich allen Völkern des vorderen Orients mitgeteilt und wenn in späterer Zeit durch neue Wanderungen und neue Verschiebungen der Völkermassen neue kulturelle Gegensätze auf einander stießen, so waren es die von derselben altbabylonischen Kultur durchsetzten Typen, die unter verschiedenen Lebensbedingungen eigenartige Gestaltung, Entwicklung oder Verkümmerung, erfahren hatten, welche zu einer neuen Einheit verschmolzen.

So kann man die „semitische“ Kultur nicht schlechthin als eine genuin semitische bezeichnen. Gleichwohl darf man das semitische Element in ihr nicht unterschätzen; denn es war stark genug, diese

Kultur in die Form seiner Sprache zu gießen und auch der ungehinderte Siegeszug der babylonischen Kultur wäre nicht möglich gewesen, wenn ihr nicht allenthalben gleichartiges Wesen empfänglich entgegengekommen wäre.

Andererseits darf man die semitische Kultur auch nicht schlechthin und für alle ihre zeitlichen und lokalen Erscheinungsformen als „altbabylonisch" bezeichnen. Für die Zeit vor der zweiten semitischen Wanderung trifft diese Bezeichnung zweifellos zu. So wenig man früher eine so gewaltige Expansion glaubhaft finden konnte, so wenig läßt sich jetzt die Thatsache bestreiten, daß schon in der ersten Hälfte des 3. vorchristlichen Jahrtausends und lange vorher der ganze vordere Orient unter dem beherrschenden Einfluß der altbabylonischen Welt gestanden hat. Wenn wir hören, daß um 3000 v. Chr. Gudea, der Vasallenkönig (Patesi) von Lagas (Sirgulla), aus weiter Ferne das Material zu seinen Bauten bezogen hat, daß er Cedern vom Amanus, Steine, Alabaster, Bauholz aus Phönizien, Statuenmaterial aus Ostarabien (Magan), Kupfer und Gold aus Westarabien (Melucha) herbeigeschafft hat, wenn wir hören, daß auf der Bachreininsel (Tilmun), an der westlichen, arabischen Küste des persischen Golfes altbabylonische Denkmäler gefunden wurden, wenn wir sehen, daß all diese Handelsunternehmungen allem Anschein nach in ungestörtem Frieden sich vollzogen, — da ist es nicht nur erlaubt, sondern geboten anzunehmen, daß damals und sicher auch schon viel früher die altbabylonische Kultur den ganzen Bereich der vorderasiatischen Länder beherrscht hat. Diese eigenartige Kultur hat in der That im Keim alles geschaffen, was uns als Merkmal des Semitismus erscheint.

Aber schon der Ausgang des 3. Jahrtausends giebt uns unanfechtbare inschriftliche Zeugnisse dafür, daß sich außerhalb Babyloniens semitisches Wesen eigenartig entwickelt hat. Die Invasion, welche in der babylonischen Chammurabidynastie politischen Ausdruck gefunden hat, ist der erste historische Beleg für den Satz, daß ursemitisches Wesen mit altbabylonischer Kultur befruchtet, unter verschiedenen Lebensbedingungen selbständige Züge angenommen hat. Was aber die Denkmäler der Chammurabiperiode ganz deutlich von ihrer sonstigen altbabylonischen Umgebung scheidet, das weist auf ein Land hin, wo ursemitisches Element in besonderer Stärke und Treue sich erhalten hat. Dieses Land ist aber kein anderes, als Arabien.

In Arabien ist die Wiege aller semitischen Völker gestanden,

von dort aus haben die ersten Semiten sich die erste Kulturwelt erobert, von dort aus sind Jahrtausende hindurch immer wieder frische Elemente nachgerückt und haben den semitischen Stamm der an ihrer Kultur degenerierten Vorläufer ergänzt; noch heute ist Arabien das Land, das semitische Eigenart am reinsten erhalten hat.

Die auswandernden Araberstämme haben der von ihnen übernommenen Kultur immer den Stempel ihres Geistes aufgedrückt, ihre Sprache, ihre Götterwelt hat überall siegreichen Einzug gehalten, wenn auch eine Versöhnung mit der vorgefundenen in nicht allzulanger Entwicklung eine Verschmelzung beider Vorstellungsreihen zur Folge hatte.

Bis in das 3. Jahrtausend hinein ist Babylonien die ausschließlich herrschende Kulturmacht im vordern Orient. Bei der zweiten semitischen Wanderung aber zeigen sich bereits Erscheinungen, die sich scharf von dem altbabylonischen Typus abheben. All das Eigenartige aber, im Wortschatz, in der Göttervorstellung und der unter ihrem Einfluß stehenden Eigennamenbildung, dem treuesten Spiegel religiöser Denkweise, findet sich mehr oder minder bei allen Völkern, die seither aus Arabien gekommen sind, bei den Assyrern sowohl, wie bei den Kananäern, Phöniziern und Hebräern, nirgends aber in so reiner Ausprägung wie bei den Minäern.

Diese Beobachtung zwingt uns dazu eine reinliche Scheidung zwischen ostsemitischer (babylonischer), und westsemitischer (arabisch-kananäischer) Kultur durchzuführen, sie zwingt uns anzunehmen, daß in der gemeinsamen Heimat dieser Westsemiten ein eigenartiger Typus sich ausgebildet und selbständig behauptet hat, sie läßt uns hoffen, daß wir gerade im minäischen Altertum der ursprünglichen Gestalt des semitischen Typus am nächsten kommen und von dort aus Klarheit auch über die Art der ältesten hebräischen Vorstellungen gewinnen.

Eine selbständige Kulturentwicklung setzt aber bestimmte politische Verhältnisse voraus: Zunächst eine gewisse Abgeschlossenheit gegen starke politische wie kulturelle Beeinflussung von außen her. Babylonien, die einzige damals in Betracht kommende Macht hatte im 3. Jahrtausend genug mit sich selbst zu thun, im Innern war es durch den Gegensatz von Nord und Süd in Atem gehalten und an den Grenzen des alten Kulturlandes zeigten sich damals schon begehrliche Vettern und Nachbarn. Mit dieser Abgeschlossenheit war aber auch die andere Voraussetzung gegeben, die Möglichkeit straffferer politischer

Koncentration, denn es kann eine Kultur nur da zu eigenartiger Entfaltung kommen, wo feste Staatenbildungen Traditionen schaffen und erhalten.

Unsere bisherige Kenntnis des ältesten Arabien, wie sie uns durch Bibel, Klassiker und arabische Nationalliteratur vermittelt war, wußte freilich nichts von der thatsächlichen Existenz dieser Voraussetzungen. Ihr war Arabien nur das endlos weite Tummelfeld weidender Herden und jagender Nomaden, die in möglichst harmlosem, urständigem Naturalismus ihr Dasein führten; und wenn sich hie und da Andeutungen von Staatenbildungen fanden, so trugen sie so offenkundig legendarischen Charakter, oder wiesen in eine so späte Zeit und waren in so schattenhaften Umrissen gehalten, daß sie die Illusion nicht zu zerstören vermochten.

Die unerhörten Umwälzungen aber, welche das vergangene Jahrhundert auf dem Gebiet der altorientalischen Geschichtswissenschaft gebracht hat, haben uns auch Arabien in ganz neues Licht gerückt.

Freilich nur in bescheidenem Maße hat Arabien an dem Interesse für die alte Welt teil gehabt. Während in Babylonien England, Frankreich, Amerika und Deutschland in edlem Wettstreit sich mühen, dem Boden seine in Schutt und Asche versunkenen Schätze wieder zu entreißen, und weder Geld noch Mühe gescheut wird, diese Schätze nicht nur zu heben und zu bergen, sondern auch der Wissenschaft zugänglich zu machen, haben in Arabien nur vereinzelte kühne Männer mit bescheidenen Mitteln die Forschungen in Angriff genommen. Die politische Situation Arabiens wird ja freilich die Forscherthätigkeit dort noch auf lange Zeit hinaus in engen Grenzen halten. Um so höher aber sind die Verdienste der wenigen begeisterten und opferfreudigen Männer zu schätzen, die sich weder durch Lebensgefahr noch durch Mühseligkeiten und Entbehrungen haben abhalten lassen, Arabien nach seinen alten Schätzen zu durchstreifen. Ihnen danken wir, daß heute Altarabien nicht mehr das in undurchdringliches Dunkel gehüllte Wunderland ist, aus dem uns die sagenumwobene Gestalt der Königin von Saba wie aus unerreichbarer Ferne, aus geheimnisvollem Dunst und Nebel grüßt, sondern daß wir anfangen, klar zu erkennen, daß Arabien eine Geschichte hinter sich hat, die weite Kreise gezogen, daß dort eine Kultur geblüht hat, die befruchtend gewirkt hat auf Geisteskeime, die zu den edelsten und

reinsten Blüten getrieben haben, welche die alte Welt als unverlierbaren Besitz, als eisernen Bestand des geistigen Eigentums der neuen Zeit vererbt hat.

So lange uns Originalquellen nicht zur Verfügung standen, dankten wir dem alten Testament die ältesten Nachrichten über Arabien. Die wichtigsten und interessantesten derselben sind erst durch die Originalquellen verständlich geworden. Die übrigen, die immer schon und mit Recht auf Arabien gedeutet worden sind, schildern uns die Araber als Bewohner der Wüste, die in räuberischen Gelüsten die im Norden angrenzenden Staaten beunruhigen; die Sabäer speziell erscheinen, ohne daß genauere Angaben über die chronologischen Verhältnisse und ihre politische Organisation sich entnehmen ließen, als Kaufleute, die den Weihrauchhandel nach der Küste des Mittelländischen Meeres vermitteln, die zu Haus in ihren Schatzkammern unermeßliche, sprichwörtlich gewordene Reichtümer aufgestapelt haben, deren Land vornehmlich alle edlen Spezereien in üppiger Fülle hervorbringt. Die Gestalt der Königin von Saba in der lieblichen Erzählung der Königsbücher giebt dafür einen anschaulichen Beleg, zeigt aber auch, wie weit der Erzähler von einer Kenntnis der thatsächlichen politischen Verhältnisse entfernt ist, wenn er überhaupt die Absicht hatte ihnen gerecht zu werden.

Den Keilinschriften, die uns — aber erst seit kurzer Zeit — unter den sekundären Quellen die zuverlässigste Kunde geben, danken wir für das 8. und 7. Jahrhundert vereinzelte Nachrichten. Aus ihnen kann jedoch nur entnommen werden, daß damals im Norden Arabiens kleine Königreiche, d. i. politisch organisierte Stammbezirke, existierten, welche von den Assyrern zur Tributleistung gezwungen wurden. Da werden Könige und Statthalter von Mußur, Königinnen von Aribi erwähnt und zusammen mit ihnen ohne Titel „Itamara der Sabäer."

Die griechischen Autoren, bis vor kurzem neben der Bibel die wichtigste Quelle für die altorientalische Geschichte überhaupt, haben sich schon durch die Keilschriftforschung und Ägyptologie als nicht immer ganz verlässige Zeugen erwiesen. Für die Geschichte der uns hier interessierenden ältesten arabischen Zeit sind sie so gut wie wertlos, sie bieten nur vereinzelte Angaben besonders für die dem Beginn der neuen Zeitrechnung am nächsten liegenden Jahrhunderte, aber auch diese sind von Mißverständnissen nicht frei geblieben und oft nur in ganz allgemeinen Umrissen gehalten.

Merkwürdig ist, daß auch die arabische Nationalliteratur für die Aufhellung des Dunkels der vorislamischen Geschichte so gut wie wertlos ist. Was sie an historischen Notizen bietet, ist fast durchweg Legende, phantastische Konstruktion und beruht im besten Falle auf völligem Mißverständnis einzelner Inschriften. Zudem hat der Islam dafür gesorgt, daß nicht allzuviel Kunde von der Zeit der „Unwissenheit" überliefert werde. Er hatte ein Interesse daran, mit den alten Göttern und der unter ihrem Schutze stehenden Vergangenheit gründlich aufzuräumen. Für die Identifizierung geographischer Angaben der Inschriften freilich ist sie von unschätzbarem Wert.

Was Bibel, Keilinschriften, Klassiker und arabische Autoren uns von der ältesten Geschichte Arabiens erzählen, reicht also nicht aus, uns auch nur annähernd ein Bild von den thatsächlichen Verhältnissen zu geben. Trotzdem wird es wertvolles Material, wenn andere Zeugen hinzukommen, die ohne Tendenz und unter dem frischen Eindruck der von ihnen bekundeten Thatsachen auftreten, und das sind Originaldenkmäler.

Im Jahre 1810 kamen zum ersten Mal südarabische Inschriften nach Europa. Dr. Seetzen sandte aus Mocha die Kopien von 5 freilich so gut wie wertlosen, ganz kurzen sabäischen Texten. 1834 und 1837 wurde durch Wellstedt neben kleineren Texten auch die berühmte aus dem Jahre 640 (d. i. 525 n. Chr.) datierte Inschrift von Chisn Ghurab bekannt. Weitere Texte wurden 1835 durch T. G. Hutton und 1838 durch Ch. J. Cruttenden der Wissenschaft zugänglich gemacht und 1844 erwarb der Arzt Dr. Mackell 5 neue sabäische Inschriften.

Das waren lauter vereinzelte Erwerbungen, meist Texte ganz geringen Umfangs und sehr fragmentarischen Charakters.

Im Jahre 1845 gelang es einem kühnen französischen Reisenden, dem Apotheker Thomas Joseph Arnaud in Marib, Sana und Sirwach 56 Inschriftennummern zu kopieren. Von ungleich größerer Bedeutung aber war die Erwerbung von über 20 trefflich erhaltenen Bronzetafeln von Amran, welche dem englischen Oberst Coghlan im Jahre 1860 gelang. Diese Sammlung erst machte es möglich das Wesen der damals allgemein so bezeichneten „himjarischen" Sprache genauer zu erkennen und es dauerte nicht lange, so legte der junge württembergische Pfarrer Ernst Osiander durch seine für die

damalige Zeit bewundernswerte Ausgabe der bisher bekannten Texte den Grund zur sabäischen Philologie und Altertumskunde.

Nachdem dann noch durch M. A. Levy einige Inschriften bekannt geworden waren, war es Joseph Halevy, einem französischen Reisenden vorbehalten, eine ganz neue Ära für die südarabische Forschung heraufzuführen. Auf einer denkwürdigen Reise, die er von Paris aus gegen Ende des Jahres 1869 ins Werk setzte, gelang es ihm, fast 700 zum Teil umfangreiche südarabische Texte zu kopieren. Er reiste als armer Jerusalemer Jude verkleidet, weil er allein dadurch hoffen durfte, ohne allzugroße Gefahr für sein Leben seine Absichten zu verwirklichen. Und in der That hat er staunenswerte Erfolge erzielt. Er ist bis heute der einzige Europäer geblieben, dem es gelungen ist, nördlich bis Negran und dem obern Djof, dem Gebiet des alten Minäerreiches vorzudringen. Er berührte die alte Sabäerhauptstadt Marib, kam nach Sirwach, wenn es ihm auch nicht gelang große Ausbeute von dort mitzubringen.

Verheißungsvoll begann im Jahre 1882 die Reise eines jüngeren Österreichers, Siegfried Langer, um schon nach einigen Monaten durch die Ermordung des kühnen Reisenden einen tragischen Ausgang zu finden. Neben geographischen Mitteilungen danken wir ihm die Abklatsche zu 12 wertvollen Inschriften.

Aber alles bis dahin Erreichte wurde übertroffen durch die von unerhörten Erfolgen gekrönten Reisen des gleichfalls österreichischen Forschers Eduard Glaser. Auf vier langen Expeditionen hat er die Zahl der bekannten Inschriften mehr als verdoppelt. Die erste Reise dauerte vom Oktober 1882 bis März 1884. Sie war nach Glasers eigener Auffassung mehr eine Rekognoszierungstour, sie hatte viel unter der ungünstigen politischen Situation in Arabien zu leiden. Trotzdem gelang es Glaser von ihr etwa 250 Inschriftennummern mitzubringen.

Die zweite Reise (April 1885 bis Februar 1886) führte Glaser in die Gegenden südöstlich und südlich von Sana bis Aden und hatte bedeutungsvolle topographische und archäologische Ergebnisse. Ihr danken wir vor allem die überaus wichtige, jetzt im britischen Museum befindliche Sammlung minäischer Inschriften, die — heute noch sehr dunkel und rätselhaft — uns besonders für die Kenntnis des südarabischen Kultus die wichtigsten Aufschlüsse versprechen. Die dritte Reise, die Glaser im Jahre 1887 bis 1888 unternahm, brachte wieder eine ganz außerordentlich reiche epigraphische Ausbeute.

Aus der alten Sabäerhauptstadt Marib brachte er fast 400 Inschriften, darunter zwei Dammbruchinschriften aus der Zeit kurz vor Muhammed von ganz ungewöhnlicher Ausdehnung. Vor allem aber dankt er dieser Reise die Perle seiner Sammlung, die leider noch immer nicht veröffentlichte, weit über tausend Worte fassende Sirwachinschrift. Diese stammt aus der ersten Periode des sabäischen Reiches und bietet, wie ich aus eigener Anschauung weiß — ich gehöre zu den wenigen Glücklichen, denen Glaser eine Kopie derselben mitgeteilt hat — die wichtigsten Aufschlüsse über die politischen Verhältnisse von ganz Südarabien in dieser für die Entwicklung der südarabischen Geschichte bedeutungsvollsten Zeit.

Von ganz beispiellosem Erfolg war die vierte und vorläufig letzte Reise Glasers gekrönt (1892—1894). Ein neues eigenartiges System hat ihm dazu verholfen. Er hat verläßige Beduinen in der Kunst, Abklatsche abzunehmen unterwiesen und diese Leute dann mit Blechbüchse, Papier und Bürste ausgerüstet nach allen Richtungen der Windrose ausgeschickt, während er selbst in Sana, der Hauptstadt des gegenwärtig türkischen Gebietes in Südarabien, blieb, und so eine stetige Kontrolle über die Zuverläßigkeit seiner Gehilfen ausüben konnte. So gelang es ihm aus dem für Europäer völlig unzugänglichen — früher minäischen — Djof von sämtlichen oft recht unzuverläßigen, größeren Kopien Halevys unanfechtbare Originalabklatsche zu erhalten und aus einer Gegend, die noch kein Europäer, auch Halevy nicht betreten, südl. von Marib, etwa 100 katabanische Texte zu bekommen. Ungefähr 40 Inschriftensteine, gleichfalls eine Frucht dieser denkwürdigen vierten Reise, bilden heute eine Zierde des Wiener Hofmuseums.

Leider sind bis jetzt nur ganz vereinzelte Mitteilungen aus den reichen Materialien gerade dieser letzten Reise in die Öffentlichkeit gedrungen. Fast in ihrem ganzen Umfang schlummern sie noch heute in Glasers Kisten und Tagebüchern. Was ihre Veröffentlichung für die Entwickelung der südarabischen Wissenschaft, ja für die ganze Kenntnis der Sprachen und Geschichte des vorderen Orients bedeutet, das lassen uns die vereinzelten Proben ahnen. Schon oft ist darauf hingewiesen worden, welche Ernte hier der Wissenschaft wartet. Es war bisher ohne Erfolg, es wird aber so lange darauf aufmerksam gemacht werden, bis die verhältnismäßig geringen Mittel aufgebracht sein werden, und so der Wissenschaft vom alten Orient auf einem ihrer wichtigsten Forschungsgebiete die Weiterarbeit möglich wird.

Daß die südarabische Altertumskunde zu den wichtigsten Disziplinen der ganzen Altertumswissenschaft gehört, ist in letzter Zeit oft und mit Nachdruck betont worden. Um nur eines herauszugreifen: Es ist allen Gelehrten, welche sich mit diesen Denkmälern eingehend beschäftigt haben, ausgemacht, daß wir für die ältesten Zeiten der Geschichte der Hebräer von ihnen dieselbe Klarheit erwarten dürfen, welche die assyrischen Denkmäler für das 9. und 8. Jahrhundert gebracht haben. Wenn man sich das gegenwärtig hält, so ist es nur schwer zu verstehen, daß man sich seit Jahren dabei beruhigt, zu wissen, daß ganz außerordentlich reiche Materialien schon lange in Kisten und Tagebüchern vergraben liegen, ohne für die Wissenschaft irgendwie fruchtbar zu werden, daß man in der Erkenntnis der Wichtigkeit des sabäischen Altertums für teueres Geld Expeditionen ausrüstet, die aus naheliegenden Gründen so gut wie resultatlos verlaufen, während ein Bruchteil der dafür schon aufgewendeten Summen hinreichen würde, auf viel einfachere Weise, ohne Gefährdung von Menschenleben, der Wissenschaft unvergleichlich wertvolles Material zugänglich zu machen.

Obwohl wir also noch viel mehr haben könnten und sollten, so haben wir doch jetzt schon ein ganz ansehnliches Material von Originaldenkmälern zur alten Geschichte Arabiens, so viel wenigstens, daß wir wissen, daß das vorislamische Arabien etwas ganz anderes gewesen ist, als man bisher vermutet hatte.

Die Inschriften, welche uns diese Erkenntnis vermittelt haben, sind in einer eigenartigen Schrift niedergeschrieben. Diese Schrift zeigt viele Berührungen mit der der phönizischen und althebräischen Denkmäler, der sogenannten altkananäischen Schrift, die bis ins 9. vorchristliche Jahrhundert zurückverfolgt werden kann. Sie hat aber auch wieder so charakteristische Eigenheiten, daß von einer Abstammung der einen von der andern nicht gesprochen werden kann. Vielmehr entspricht den thatsächlichen Verhältnissen nur die eine Annahme, daß beide Alphabete auf ein gemeinsames Mutteralphabet zurückgehen und dann sich getrennt und selbständig weiter entwickelt haben. Der letzte Ursprung der sogenannten westsemitischen Schrift, d. h. des kananäischen und südarabischen Alphabets bezw. des beiden zu Grunde liegenden Mutteralphabets ist eine vielumstrittene Frage. Man hat seine Wurzeln in den beiden Kulturcentren der alten Welt, in Babylonien und in Ägypten, der Heimat zweier

selbständig entwickelten Bilderschriftsysteme finden wollen. Eine direkte Ableitung aus entsprechenden Hieroglyphen läßt sich nur auf großen Umwegen mit viel Phantasie und viel Fragezeichen bewerkstelligen und hat auch, so vielfach die Versuche wiederholt und modifiziert worden sind, in keinem Fall viel überzeugte Anhänger gefunden. In neuester Zeit ist man auf ganz eigenartigem Wege dem für weiteste Kreise interessanten Problem näher getreten — es handelt sich ja dabei zugleich auch um die Entstehung des griechischen, römischen und damit auch unseres Alphabets. Hommel hat nämlich den Nachweis geliefert, daß das große Bilderbuch der alten Welt, der gestirnte Himmel, den ältesten Arabern auch die Vorlage für ihre ersten Schreibversuche abgegeben hat, daß einmal die Namen der Schriftzeichen astronomischen Ursprungs sind und daß auch die Formen unter dem Einfluß der mythologischen Welt, die die alten Semiten sich am gestirnten Himmel lokalisierten, entstanden sind. Mit dieser Lösung der Frage fällt gleichzeitig auf die ganze Entwicklung der semitischen Kultur ein neues Licht. Am Anfang der uns zugänglichen Kulturgeschichte steht ein fertig ausgeprägtes nichtsemitisches außerordentlich kompliziertes Schriftsystem, wir sehen die altbabylonische Kultur durch dieses Schriftsystem getragen die alte Welt sich erobern. Im Verlauf des 3. Jahrtausends sehen wir in Arabien ursemitisches Wesen mit spezifisch altbabylonischen Elementen durchsetzt unter dem Schutz selbständiger politischer Organisationen einen eigenen neuartigen Typus schaffen und diesem gehört wohl auch das Verdienst an, einer neuen Schrift das Leben gegeben zu haben, der so einfachen Buchstabenschrift, die sich in der Folge der Zeiten, durch die Griechen um die nur noch dazu fehlenden Vokalzeichen a, e, i, o und u vermehrt, die ganze zivilisierte Welt erobern sollte. Die Völker, die seither aus der Urheimat aller Semiten und dem Herd jener neuen, westsemitischen Kultur, aus Ostarabien, ausgewandert sind, sind sicher von Anfang an im Besitz dieser Schrift gewesen. Soweit sie in den direkten Bannkreis der altbabylonischen Kultur getreten sind, haben sie dieselbe wieder verloren, die anderen Kananäer und Minäer haben fern von einander unter wesentlich verschiedenen Lebensbedingungen die ursprünglich gleichartige Schrift zu der selbständigen Entwicklung gebracht, wie sie uns dann auf den Denkmälern vom Ausgang des 2. Jahrtausends ab als etwas längst Fertiges und Abgeschlossenes entgegentritt.

Die Sprache der südarabischen Denkmäler ist die arabische. Sie ist je nach den Reichen, denen die Denkmäler angehören, dialektisch verschieden, und zwar unterscheiden wir 4 Hauptdialekte, den minäischen, sabäischen, hadramautischen und katabanischen. Obwohl von den beiden letztgenannten Reichen uns zur Zeit nur sehr wenige Texte zugänglich sind, können wir doch dialektische Eigenheiten vornehmlich auf dem Gebiet der Grammatik nachweisen und im allgemeinen behaupten, daß beide näher dem minäischen Hauptdialekt, als dem sabäischen verwandt sind. Der minäische und der sabäische Dialekt sind uns aus zahlreichen Denkmälern genauer bekannt. Sie weisen streng durchgeführte Unterschiede hinsichtlich der Grammatik auf und auch der Wortschatz geht trotz der natürlichen zahlreichen Übereinstimmungen vielfach getrennte Wege. Diese sprachlichen Verschiedenheiten finden ihre Erklärung in der Anerkennung des höheren Alters der minäischen Texte gegenüber den sabäischen. Weisen schon die grammatischen Eigentümlichkeiten des Minäischen in eine ältere Periode der lautlichen Ausgestaltung der semitischen Sprache, so erweist sich der sabäische Wortschatz schon dadurch als der uns geläufigen klassischen arabischen Sprache näher stehend, daß ganz im Gegensatz zum Minäischen eine unverhältnismäßig große Masse des speziell ihm eigentümlichen Wortschatzes sich im klassischen Arabisch erhalten hat. Wie außer dem babylonisch-assyrischen ursprünglich alle semitischen Schriftsysteme kennt auch das südarabische Alphabet noch keine Vokalbezeichnung, wodurch eine ins einzelne gehende Erkenntnis der Sprachformen wesentlich erschwert wird.

Was den Inhalt der südarabischen Inschriften anlangt, so handelt es sich meist um Weihinschriften, in denen der oder die Stifter, oft die ganze Familie des Stifters den Göttern insgesamt oder einer bestimmten Gottheit zum Dank für empfangene Wohlthaten, oder in der Erwartung göttlichen Beistandes Bauten weiht oder andere Gegenstände, die oft in direkter Beziehung zu der veranlassenden, empfangenen oder erwarteten Wohlthat stehen, darbringt.

So lautet z. B. die wichtigste der uns bekannten minäischen Inschriften (Glaser 1155 = Halevy 535) in wörtlicher Übersetzung wie folgt:

Ammißaduk, Sohn des Chami'atht von Jafan und Sa'ad, Sohn des Walig von Dhafgan, die beiden Statthalter von Mußran und die Minäer

von Mußran, die . . . . von Ägypten — sie hatten einen Handelszug veranstaltet nach Ägypten, Assur (Edom) und Ibr naharau während Statthalter war . . . . . m von Rida, dessen Statthalterschaft (der der beiden erstgenannten) voraufging — weihten und bauten und gaben in Besitz dem Athtar von Kabadh die Warte Tan'am, an der Vorderseite schön ausgeschmückt mit Holzwerk und behauenen Steinen vom Fundament bis zur Spitze und seine rückwärtige Schutzwehr mit gewöhnlichen Steinen, alle Warten zwischen den beiden Türmen Zarban und Lib'an aus den Mitteln der Ehrengeschenke und der Gaben, welche dargebracht hatte dem Athtar von Kabadh die Ahl Sabrar. Und es zeigte sich erkenntlich und bewies seine Gnade Athtar von Kabadh für die Geschenke und Darbietungen des Baues der Warte indem sie und ihre Habe errettete Athtar von Kabadh und Wadd und Ankarich (oder Nakruch) und ihr Amir von den Angriffen, mit denen sie und ihren Besitz und ihre Kamele angriff Saba und Chawilan auf der Karawanenstraße zwischen Ma'ân und Ragmat und aus dem Kriege, der stattfand zwischen dem Herrn des Südens und dem des Nordens und indem sie und ihre Habe errettete Athtar von Kabadh und Wadd und Ankarich aus der Mitte Ägyptens heraus während des Streites, der bestand zwischen Madhai und Ägypten und indem Athtar von Kabadh sie und ihre Habe heil und wohlbehalten bewahrte bis zum Gebiet ihrer Stadt Karnawu.

Bei Athtar dem Aufgehenden und bei Athtar von Kabadh und bei Wadd und bei Ankarich und bei Athtar von Jahrik und bei der Herrin von Naschk und bei allen Göttern von Ma'in und Jathil und bei Abijadi'a Jathi'u dem Könige von Ma'in und bei den Söhnen des Madikariba des Sohnes des Ilijapi'a und bei ihrem Stamm Ma'in und dem von Jathil und bei den beiden Kabiren von Mußran, dem Ammißaduk und Sa'ad.

Und es stellten in Schutz Ammißaduk und Sa'ad und die Minäer von Mußran ihre Weihungen und ihre Inschriften den Göttern von Ma'in und Jathil und dem König von Ma'in und den Minäern vor jedem, der zerstöre oder entferne oder [wegnehme] ihre Inschriften von ihrem Ort. — Und bei Ammisami'a von Balich, dem Statthalter von Jathil.

Diese Inschrift gewährt uns neben den wichtigsten historischen Aufschlüssen einen Einblick in die vielgestaltige minäische Götterwelt. Von beidem soll weiter unten gehandelt werden (S. 17 ff. 27 ff.). Die Form des Textes ist die im Minäischen gewöhnliche. Am Anfang stehen die oft sehr zahlreichen Namen der Stifter, es folgt der Gegenstand der Weihung und die Thaten der Götter, welche sie verursacht haben. Den Schluß bildet die Anrufung der Götter, des Königs und sonstiger einflußreicher Personen, in deren Schutz Weihung und Inschrift gestellt werden. Dieser Schluß bietet dann meist auch — in den älteren Texten leider immer ohne Zahlen — das Datum durch die Erwähnung des Königs und häufig auch des Statthalters, welcher für das betreffende Jahr Eponymus ist.

Zahlreiche minäische Texte enthalten detaillierte Angaben über

Kultushandlungen, Kultusbauten und Kultusgegenstände. Leider bieten gerade diese Texte einer Erklärung noch heute unüberwindliche Schwierigkeiten. Was wir aber von ihnen verstehen, das zeigt uns, daß der südarabische Kultus ganz frappante Berührungspunkte besonders mit der Ritualgesetzgebung des alten Bundes aufweist. Von besonderem Interesse sind die minäischen Hierodulenlisten und andere Personaldedikationen, in denen wir eine Parallele zu den männlichen und weiblichen Kadeschen des alten Testaments zu erblicken haben. Sabäische Inschriften aus Harim, einer früher minäischen Stadt, zeigen enge Berührungen mit dem hebräischen Sittengesetz und den Reinigungsvorschriften bei Kultushandlungen, speziell nach dem congressus feminarum (vergl. Lev. 22, 4; 15, 18).

Während in den uns zugänglichen minäischen Inschriften Weihungen von Gebäuden überwiegen und die Danksagungen sich meist auf kriegerische und merkantile Unternehmungen beziehen, lassen uns die sabäischen Denkmäler mehr einen Blick in das gewöhnliche, alltägliche Leben des Privatmannes thun, der alle seine Anliegen seinem Gott vorbringt und in allem Gedeihen einen gnädigen Gott als Förderer erkennt und dankbar verehrt. So wird in zahlreichen Texten um die Gunst des Dienstherrn, um dessen Wohlergehen gebeten, sehr oft ist das Gedeihen der Feldfrucht Gegenstand der Bitte oder des Dankes. Auch in Krankheit und Genesung erkannte der fromme Sabäer die strafende oder lindernde Hand seines Gottes.

Ein interessantes Beispiel ist die Inschrift Derenbourg Nr. 11:

Jazbuch Arjam, Sohn des Mokaz und Bausum und sein Weib Karibat, Tochter des . . . . . . von Sirwach, Dienstleute des Königs, weihten ihrer Herrin Ummathtar entsprechend der Vierzahl ihrer Kinder vier Bilder von Gold zum Dank dafür, daß Ummathtar ihnen geschenkt hatte einen Knaben und drei Töchter und dafür, daß alle diese Kinder am Leben blieben und daß ihr Herz sich erfreute an diesen Kindern. So möge auch weiterhin Ummathtar ihren Dienern Jazbuch und Karibat gesunde Kinder schenken, daß es ihnen wohlergehe und ihren Kindern. Und es möge Ummathtar sie beglücken mit immer größerer Huld und vollkommener Bewahrung. Und es mögen gesegnet sein seine Kinder Charif und Magd-ali und Rabibat und Ammiathtar, die bene Mokaz, mit vollkommenen Feld- und Baumfrüchten in ihrem Landgut Nachl Chrf und mit Fruchtbarkeit ihrer Kamele. Bei Ummathtar.

Die südarabische Religion kennt ein reich ausgestattetes Pantheon. Minäer und Sabäer, Katabaner und Hadhramotiten haben ihre eigenen Göttersysteme. Ja nicht nur diese vier Hauptvölker, ungezählte

kleine Territorien stehen unter dem speziellen Schutz eigener Gottheiten. Vereinzelte Götter sind allen südarabischen Völkern gemeinsam, wie der mit den verschiedensten Beinamen allerorten auftretende Gott Athtar, andere sind dem Wesen und Begriff nach überall vertreten, haben aber überall wieder unter anderem Namen Verehrung gefunden.

Eine Entwirrung dieses Chaos ist heute nur in den Hauptzügen möglich. Bestimmte Reihen von Götteranrufungen kehren immer wieder, anders in Ma'in als in Saba, Hadhramot und Kataban, überall aber in genauer Entsprechung der aufeinander folgenden theifizierten Begriffe.

So lassen sich folgende Systeme aufstellen, wobei noch zu bemerken ist, daß die Schams, die Sonnengöttin, nur selten mit Namen genannt wird, sondern meist als Herrin irgend einer Stadt oder eines Heiligtums auftritt.

Ma'in	Saba	Hadhramot	Kataban
Athtar	Athtar	Athtar	Athtar
Wadd	Haubas	Sin	Amm
Ankarich	Almâkuhn	Chol	Anbay
Schams	Schams	Schams	Schams

Neben diesen Reihen finden sich aber noch zahlreiche andere Gottheiten, Spezialisierungen nach besonderer Wirksamkeit oder Kultstätte, wie vornehmlich bei Athtar und Schams, aber auch noch andere Götter, deren Zusammenhang mit dem Grundschema noch nicht klar ist, wie Motabnathian, Motabkabadh, Anbaal, Ummathtar, Ta'lab, Baschur, Chagrum, Kainan u. a.

Ein genealogisches System, das wie in der altbabylonischen und in der von dieser beeinflußten ägyptischen, griechischen, römischen Religion die einzelnen Götter in verwandtschaftliche Beziehung setzt und in mythologischen Göttergeschichten dichterischen Ausdruck findet, hat es sicher auch in der Religion der Südaraber gegeben. Texte wie das Weltschöpfungsepos, in denen die mythologische Vorstellung Gestalt gewonnen und festgehalten worden ist, haben wir zur Zeit leider für das südarabische Altertum noch nicht, wenn auch ihre Existenz vermutet werden muß. Denn mythologische Vorstellungen, Göttergenealogien, schimmern auch in den Götteraufzählungen durch, finden sich in den Beinamen der Götter angedeutet, ja es scheint, als ob wir in einem religiösen Text (Gl. 282) in der Schilderung einer Darstellung der Vermählungsfeier des Athtar einen direkten Beweis für das Vorhandensein einer Mythologie erkennen dürften.

Die ältesten Araber und damit die Semiten überhaupt hatten ein ausgeprägt siderisches Pantheon. Gott schuf aber die Sonne, daß sie den Tag regiere und den Mond, daß er die Nacht regiere. So spielt bei seßhaften, Ackerbau treibenden Völkern die Sonne die Hauptrolle, bei denen aber, welchen die Nacht Spender und Förderer der Lebensbedingungen ist, bei wandernden Beduinen und Herdenbesitzern, muß der Mond als Urquell alles Seins und Werdens erscheinen. So ist bei ersteren immer die Sonne männlich gedacht und der Mond als seine Gemahlin oder Tochter aufgefaßt, bei den letzteren umgekehrt der Mond in ein übergeordnetes Verhältnis zu der weiblichen Sonne gestellt.

Der Mond ist für alle Semiten, denn sie waren alle einmal Nomadenvölker, ursprünglich die Hauptgottheit. In Babylonien hat freilich bald die Sonne, ihrer vitalen Bedeutung für das Land entsprechend, das Übergewicht im Kultus erhalten, ebenso wie späterhin bei den Kananäern und Hebräern. Bei den letzteren haben sich aber lange noch deutliche Spuren von dem früheren Mondkult erhalten. Das männliche Wort für Mond järach ist viel häufiger gebraucht als das überhaupt nur dreimal vorkommende weibliche Äquivalent lebanah, wie sich auch der ehemalige weibliche Gebrauch des Wortes schämäsch „Sonne" noch wahrnehmen läßt. Zudem denke man an das goldne Kalb, das Symbol des Mondgottes, in dessen Dienst die Kinder Israel am Sinai rückfällig geworden sind.

In Südarabien, das immer, auch in den Kulturstaaten, in lebendigstem Wechselverkehr mit den nomadisierenden Stämmen geblieben ist, hat sich der reine Mondkultus naturgemäß viel länger erhalten. In dem oben skizzierten Göttersystem vertritt Wadd bezw. die ihm entsprechenden Götter Haubas, Sin und Amm den Mond, Schams dagegen die Sonnengöttin. Die Götter der ersten und dritten Reihe sind gewissermaßen als Herolde und Boten der Hauptgestirne zu betrachten, die ihnen voraufgehend ihr Erscheinen ankündigen und ihnen nachfolgend ihre Befehle ausführen.

Dem Mondgott wird das Beiwort „Vater" oder „Oheim", d. i. väterlicher Freund, Beschützer, auch „Freund" schlechthin gegeben. Der minäische Name Wadd bedeutet „Freund", der katabanische Amm „Oheim". In Hadhramot führte er wie in Babylonien den Namen Sin, während der sabäische Name Haubas „Trockener", der Ebbe und Flut reguliert, den Mond nach einer natürlichen Wirkung bezeichnet.

Lassen schon die Beinamen des Mondgottes auf eine bemerkenswerte geistige Auffassung der Gottheit schließen, so tritt diese ganz besonders in der Art der Bildung der Personennamen hervor, die ein treues Abbild religiöser Denkweise zu bieten pflegt. Schon der Umstand, daß in den meisten Personennamen die Gottheit, deren Sinnbild der Mond ist, schlechthin als ilu „Gott" bezeichnet wird, und Zusammensetzungen mit anderen Gottesnamen zu den seltenen Ausnahmen gehören, läßt sich nur als eine Äußerung hochentwickelter religiöser Erkenntnis verstehen, die, wenn auch noch in formalem Polytheismus befangen, doch von der Ahnung einer ideellen Koncentration des göttlichen Wesens erfüllt ist.

Besonders charakteristisch ist aber was von diesem Gott ausgesagt wird. So lauten südarabische Eigennamen:

Ilî-dhara'a „mein Gott hat geschaffen", Ilî-kariba „mein Gott hat gesegnet", Ilî-azza „mein Gott ist mächtig", Ilî-padaja „mein Gott hat erlöst", Ilî-jadi'a „mein Gott ist wissend", Ilî-rapa'a „mein Gott hat geheilt", Ilî-sami'a „mein Gott hat erhört", Ilî-scharraha „mein Gott ließ gedeihen".

Oft treten für ilu „Gott" Umschreibungen ein, wie Abî-amara „mein Vater hat geboten" Ammî-jadi'a „mein Oheim ist wissend (allwissend)", Sumhu-kariba „sein Name hat gesegnet", wobei zu erinnern ist, daß auch im Hebräischen die Umschreibung Jahves durch šem „der (heilige) Name" šemo „sein (heiliger) Name" sich häufig findet.

Diese wenigen, aus einer großen Anzahl nur beispielsweise herausgegriffenen Personennamen zeigen im Zusammenhalt mit dem S. 17 Bemerkten deutlich, wie rein und tief die religiöse Erkenntnis der Südaraber gewesen ist. Daß sich diese, oder formell wie inhaltlich ganz analog gebildete Namen bereits am Ende des dritten Jahrtausends in der arabischen Chammurabidynastie als ganz gewöhnliche vorfinden, beweist sie als uralt westsemitisches Gut und daß auch die älteste Namenbildung der Hebräer von demselben Geist erfüllt ist, legt aufs neue die Bedeutung der südarabischen Forschung für die altisraelitische Religionsgeschichte klar.

Reich wie der geistige Gehalt des religiösen Bewußtseins ist auch der formale Ausdruck, den es im Kultus der Götter sich geschaffen hat. Allenthalben wird in minäischen und sabäischen Texten von Tempelbauten erzählt, bis in geringfügige Einzelheiten werden kunstvolle Kultusgegenstände wie die aus dem Alten Testament bekannte mekônah beschrieben. Altäre werden errichtet zur Dar-

bringung des schäläm des „Friedensopfers", die Inschriften nennen Räucheraltäre und verschiedene Räucherspezies, die auf ihnen in maiorem dei gloriam angezündet werden. Von Opfervorhöfen ist die Rede, von dem mabsal, einem Heiligtum, in dem das Opferfleisch gekocht wird (vergl. Ezech. 14, 23). Rituelle Waschungen werden vorgeschrieben und strenge Strafe der Götter steht auf der Außerachtlassung der Satzungen; in Mußri-Midian werden männliche und weibliche „Leviten" (lawi') als Priester und Priesterinnen erwähnt und zahlreiche Texte, deren wörtlicher Sinn uns heute noch verschlossen ist, versprechen uns genauere Kenntnis dieses reichen, so lebhaft an das mosaische Rituale erinnernden Kultus.

Bevor ich daran gehe, die Entwicklung der altarabischen Geschichte bis zu dem Auftreten des Islam zu skizzieren, muß ich vorausschicken, daß es sich dabei keineswegs um ein strikte beweisbares Bild handeln kann. Die zeitliche Ansetzung der beiden Hauptträger der südarabischen Kultur, des minäischen und sabäischen Reiches, steht noch heute nicht außerhalb der Diskussion. Wir besitzen auch schlechterdings keinen mathematischen Beweis für die eine oder andere Auffassung, denn die Datierung der Originaldenkmäler beginnt erst um die Wende des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, also erst am Ausgang des südarabischen Altertums und Berührungen mit den Nachrichten sekundärer Quellen, der Bibel, der Keilinschriften und der klassischen Litteraturen sind zwar in Originaltexten vorhanden, aber immer so, daß eine Verknüpfung in keinem Fall über jeden Zweifel erhaben ist.

So muß sich eine Skizzierung der altarabischen Geschichte darauf beschränken, die Nachrichten der originalen Denkmäler zu einem Bild zusammenzufügen und diese gegebene Größe dem Ganzen des altorientalischen Geschichtsverlaufes so einzufügen, daß in keinem Fall ein Widerspruch mit anderweitig überkommenen, glaubwürdigen Nachrichten sich ergiebt, daß es auf dem Hintergrund der anderweitig gewonnenen Erkenntnis von den einzelnen Situationen und Bewegungen der alten Geschichte und im Zusammenhang mit ihnen nicht nur möglich, sondern auch natürlich erscheint.

Und in der That, so sehr die Pflicht der Gewissenhaftigkeit uns nötigt, zuzugeben, daß wir unanfechtbare Resultate heute noch nicht geben können, ebensosehr dürfen wir vertrauen, daß das Bild der südarabischen Geschichte, zu dem die originalen Quellen die

Linien, die sekundären Nachrichten Farbe und Rahmen gegeben haben, thatsächlich dem wahren Sachverhalt entspricht.

Am Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends hat sich ein neuer Strom aus der Völkerkammer Arabiens über Vorderasien ergossen. Während die Kananäer, Assyrer, Phönizier, Hebräer und Chaldäer nach Nordwesten, bezw. Norden zogen, müssen damals die Minäer und vielleicht mit ihnen gleichzeitig Katabaner und Hadhramotiten nach Süden sich gewandt haben, und an der Ostküste des persischen Golfes die Wüste umgehend, im Süden der arabischen Halbinsel eingewandert sein.

Wo die Denkmäler einsetzen, in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, ist die Situation in Südarabien etwa folgende:

In den fruchtbaren Niederungen des südarabischen Djôf blüht ein mächtiges Reich, dessen Herrscher sich Könige von Maʿin nennen: Die Hauptstadt ist Karnâwu, bei Eratosthenes Karna, eine bedeutende Rolle spielen die Städte Jathil, Naschk, Neschan, Harim, Kamna. Im Süden und Osten des minäischen Reiches sind die Sitze der Katabanen und Hadhramotiten zu suchen, die gleichfalls Könige haben, und in lebhafter Berührung mit Maʿin stehen. Die wenigen katabanischen und hadhramotitischen Texte, die uns heute noch zugänglich sind, nötigen uns dieser beiden Reiche nur vorübergehend zu gedenken. Wir wissen zu wenig von ihnen, um mehr als Vermutungen über die etwaige zeitliche und räumliche Ausdehnung ihrer politischen Macht aussprechen zu können. Die Erwähnung in minäischen Texten stellt ihre Gleichzeitigkeit mit dem minäischen Reiche außer Frage. Aber auch noch zur Zeit als Maʿin längst aufgehört hatte, ein selbständiges Reich zu sein, spielen beide in der sabäischen Geschichte bis zur spätesten Zeit eine Rolle und auch den griechischen Historikern und Geographen sind sie wohlbekannt. Sie haben in vollem Umfang teilgenommen an der Blüte der südarabischen Kultur und hatten schon durch ihren großen Reichtum an Weihrauch und Myrrhe eine hervorragende Bedeutung für den südarabischen Handel.

Für die älteste Zeit aber darf heute noch das Reich von Maʿin das größte Interesse beanspruchen. Dieses erscheint als die politisch überragende Macht, als der vorzüglichste Träger der südarabischen Kultur, als der Vermittler des indischen und südarabischen Handels.

Die Djôfgegend, die politische Centrale des minäischen Reiches war aber auch wie geschaffen, einem jungen, frischen Volke, das aus der Heimat einen reichen Schatz an geistigem Besitz mitbrachte, ohne durch technische Kulturerrungenschaften die fröhlich strebende Ursprünglichkeit bereits eingebüßt zu haben, alle Bedingungen zu einem kraftvollen Wachstum in politischer und kultureller Hinsicht zu bieten.

Über die von den einwandernden Minäern etwa bereits vorgefundene Kultur und ihre Träger können wir auch nicht das Geringste vermuten. Südarabien war gewiß immer — als Mittelstation des indisch-ägyptischen bezw. Mittelmeerhandels — in regem Verkehr mit der Kulturwelt gestanden. Wie das aber in vorminäischer Zeit war, dafür fehlen uns alle Anhaltspunkte; Südarabien selbst redet erst in minäischer Zunge zu uns und die zeitlich vorausliegenden ägyptischen oder babylonischen Denkmäler schweigen vollständig darüber.

Da wo die südarabische Geschichte für uns anfängt, tritt uns sofort ein fertiges, festgefügtes Staatswesen mit reifer Kultur entgegen — zweifellos die Frucht langer Entwicklung. Schon die Schrift der ältesten Denkmäler zeigt eine Vollendung, die nur das Resultat jahrhundertelanger Übung sein kann, und in politischer Hinsicht bietet sich nicht wie später bei Saba das Bild eines werdenden, um seine Existenz und Ausgestaltung ringenden Staates, sondern das einer fertigen Organisation, eines geschlossenen Systems, eines Handelsstaates, der sich auch den Exportweg gebahnt und durch militärische Stationen gesichert hat. Der politische Einfluß des minäischen Reiches erstreckt sich schon für die ersten uns erschlossenen Zeiten seiner Geschichte bis nach Gaza, dem Exportplatz für das Mittelländische Meer. Im Nordwesten Arabiens, im Gebiet des biblischen Midian, war eine minäische Kolonie, Mußran, in ursächlichem Zusammenhang mit dem minäischen Mittelmeerhandel entstanden, die dann, politisch organisiert und durch Statthalter verwaltet, den kräftigsten Stützpunkt für diese Handelsunternehmungen bildete.

Von der Existenz dieser minäischen Kolonie Mußran haben zum erstenmal die südarabischen Denkmäler Kunde gegeben. Damit war aber der Schlüssel zum richtigen Verständnis zahlreicher Stellen anderer Litteraturen, vor allem der Bibel, gegeben, die jetzt mit einem Mal das nördliche Arabien in ein ganz neues Licht rückten und erwiesen, daß nordarabische Stammesgebiete mit oder ohne

politische Organisation, seit alter Zeit in reger Beziehung zu Kanaäern und besonders Hebräern gestanden haben.

Fünf Landschaften sind auf diesem Wege, durch das Zusammenwirken von biblischen, keilinschriftlichen und südarabischen Nachrichten neu entdeckt worden. Die erste ist Mußri, die minäische Provinz Mußran, in der Bibel in sehr vielen Fällen mit Mißraim-Ägypten verwechselt, und in seiner geographischen Lage etwa mit dem Land Midian sich deckend. Dann folgt Assur, das Stammland der Assyrer, daher vielfach schon in der Bibel, überall aber von den Kommentatoren mit Assyrien verwechselt und im Zusammenhang damit Eber, dem südarabischen Ibr naharan, dem keilinschriftlichen Kibri nâri, die Gegend von Edom und seinen westlichen und nördlichen Grenzländern umfassend. Das vierte ist Jareb, das in der Bibel nur an zwei Stellen vorkommt (Hos. 5, 13 u. 10, 6) aber dort unverkennbar als Gebietsname aufgefaßt worden ist. Diese schon grammatisch einzig mögliche Auffassung hat freilich ungezählte Theologen- und Orientalistengeschlechter nicht hindern können, bis in allerjüngste Zeit aus dem „König von Jareb“ einen in prophetische Symbolik gehüllten „König Streitbar“ zu machen. Das Land Jareb dürfen wir wohl mit dem keilinschriftlich überlieferten Land Aribi identifizieren und als Stammland der Sabäer betrachten. Seiner geographischen Lage nach ist es im Osten von Assur und Mußri, am nordarabischen Djôf, dem Wadi Sirchan zu suchen. Unter Kosch endlich hat man bisher an allen in Betracht kommenden Stellen Äthiopien verstanden, obwohl der geographische Zusammenhang, in dem es vorkommt, diese Identifikation an vielen Stellen schlechterdings ausschließt. An all diesen Stellen haben wir es mit einer arabischen Landschaft, die in Centralarabien zu suchen ist, zu thun.

Diese neue Erkenntnis, zu der, das sei nochmals betont, südarabische Denkmäler den Schlüssel gegeben haben, schließt eine Umwälzung in der Auffassung der altisraelitischen Tradition und Geschichte in sich, deren Tragweite heute nur erst in den Umrissen erkannt oder auch nur geahnt werden kann. Die ältesten Erzählungen des Alten Testaments, die Patriarchengeschichten von Abraham, Isaak und Jakob, die Josephgeschichten, weisen in einzelnen Teilen nicht nach Ägypten, sondern nach Mußri. Ja es wird heute — meiner Ansicht nach allerdings mit Unrecht — behauptet, daß die Kinder Israel überhaupt nicht in Ägypten, sondern vielmehr nur in Mußri gewesen sind. Von größter Bedeutung ist die Rolle, die Mußri-

Midian in der Geschichte Mosis spielt. Der midianitiche Oberpriester Jetro (dieser Name ist in dieser oder anderer Form auch im Minäischen bezeugt) paßt ganz in den Rahmen dessen, was wir von dem minäischen Kultus wissen. Die biblische Erzählung schreibt ihm einen hervorragenden Einfluß auf Moses zu. Moses weilt schon vor seiner Berufung lange Zeit in die Stille bei ihm, wird sein Schwiegersohn. Als dann Moses der Kinder Israel aus Ägypten geführt hatte und am Berge Gottes lagerte, kam Jetro zu ihm und auf sein Anraten wird eine Neuorganisation der Rechtsprechung durchgeführt und die Institution der Richter geschaffen. Wenn man erwägt, daß minäische Denkmäler der Provinz Mußri die Priester als „Leviten" bezeichnen, daß andererseits durch Mose das Priestertum an den Stamm Levi gebunden wurde, wenn man die Angaben über den minäischen Kultus vergleicht, die, so dunkel sie sind, doch die Existenz eines außerordentlich reich ausgebildeten Gottesdienstes beweisen, von dem einzelnes sogar dem Namen nach in der Mose zugeschriebenen israelitischen Kultusgesetzgebung sich wieder findet, so wird man zugeben müssen, daß hier ein Zusammenhang vorliegt, der allein hinreichen muß, der südarabischen Forschung ein nicht gewöhnliches Interesse zu sichern. Aber auch politisch ist die alte Geschichte Israels eng mit der der neugefundenen arabischen Landschaften verknüpft, so sehr, daß Anspielungen auf Mußri und Assur, an denen Königsbücher und Propheten reich sind, manchmal aus Unkenntnis manchmal mit Bewußtsein, auf Ägypten und Assyrien, die mächtigen Nebenbuhler im Streben nach dem Besitz des Landes Kanaan, seine gefürchteten Erbfeinde, umgedeutet und übertragen werden konnten.

Originaldenkmäler haben sich weder in Kosch noch in Assur oder Jareb gefunden. Dagegen sind uns aus Mußri Inschriften erhalten, die durch Sprache, Schrift und Königsnamen ihre enge Zusammengehörigkeit mit dem alten Reich von Ma'in bezeugen. So sind wir für die alte Geschichte Nordarabiens mit Ausschluß von Mußri ausschließlich auf sekundäre und oft recht trübe Quellen angewiesen. Von seiner politischen Organisation, von seiner Kultur wissen wir nichts positives. Die Natur des Landes ist festen Staatenbildungen nicht günstig, wir müssen annehmen, daß seine Bewohner Nomaden geblieben sind. Ihre Kultur ist zweifellos, soweit das bei nomadischen Stämmen möglich ist, wie die des ganzen ältesten Vorderasien unter den Wirkungen der altbabylonischen und späterhin der westsemitischen Kultur gestanden.

Weit besser ist es mit unserer Kenntnis der Geschichte Südarabiens bestellt. Hier hat sich dank den für eine Sonderentwicklung günstigeren Lebensbedingungen schon seit der Mitte des zweiten Jahrtausends unter dem Schutz starker politischer Organisationen eine eigenartige, hohe Kulturentwicklung vollzogen. Gewaltige Ruinenstätten, zahlreiche Inschriften, mancherlei Kunstwerke künden noch heute von der alten Herrlichkeit des minäischen und sabäischen Reiches.

Die älteste uns erreichbare Epoche der südarabischen Geschichte steht unter dem Zeichen des minäischen Reiches und seiner Könige. Für die Dauer desselben müssen wir einen Zeitraum von mindestens 700 Jahren annehmen. Die Zahl der überlieferten Könige läßt sich genau nicht bestimmen, doch steht fest, daß mindestens 25 Könige, deren Namen wir kennen, über Maʿin geherrscht haben. Bedenkt man aber, daß manche unter diesen Königsnamen nur durch ein einziges oder ganz wenige Inschriftenfragmente, wie durch Zufall, uns erhalten sind, und weiter, daß die Ausbeutung der minäischen Ruinenstätten erst noch im Anfangsstadium sich befindet, daß man bisher nur auf der Oberfläche gesucht und gefunden, aber noch gar keinen Versuch machen konnte dem Boden seine Schätze zu entreißen, so ist ohne weiteres klar, daß wir mit den angegebenen Zahlen als mit Minimaldaten rechnen müssen.

Das Ende des minäischen Reiches fällt mit dem Aufblühen des Sabäerreiches zusammen, so daß die Zeit der Selbständigkeit des minäischen Reiches etwa vom 14. bis zum 7. Jahrhundert vor Christus angenommen werden darf.

Die uns erhaltenen minäischen Königsnamen lassen sich zum Teil in genealogischen Zusammenhang bringen. Von 20 Königen wissen wir genau, daß sie in größeren oder kleineren Gruppen, in denen der Sohn auf den Vater folgte, zusammen gehören. Nur drei Könige stehen vorläufig ganz außer allem genealogischen Zusammenhang, bei den andern läßt sich ein solcher mit hinreichender Sicherheit nicht nachweisen.

Sicher der älteren Zeit des minäischen Reiches gehören diejenigen Könige an, deren Inschriften uns die Zugehörigkeit der oben erwähnten nordarabischen Landschaft Mußri oder, wie sie in den minäischen Texten immer heißt, Mußran (mit Artikel) zu demselben bezeugt ist. Da aber gerade diese Könige nachweislich immer einem größeren genealogischen Zusammenhang angehören, so ist die Zugehörigkeit Mußrans zu Maʿin für mindestens 16 Könige, also

für etwa 300 Jahre gesichert. Diese Beobachtung ist ein gewichtiges Zeugnis für die zeitliche Ansetzung des minäischen Reiches. Im achten Jahrhundert, von welcher Zeit ab die Assyrer unter Tiglat Pileser III., Sargon, Asarhaddon anfingen, den ganzen Norden Arabiens, vor allem Mußri, unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen, mußte nach der ganzen damaligen Situation diese Provinz längst aufgehört haben, in politischem Zusammenhang mit dem Mutterland zu stehen. So müssen wir die Zeit von spätestens dem zwölften, bis zum neunten Jahrhundert für die Abhängigkeit Mußris von Ma'in annehmen, und diese Zeit ist es gerade, in welcher sie am ehesten verständlich ist. Damals hatte der ägyptische Einfluß auf Nordwestarabien aufgehört und somit war das Feld frei für Ma'in seinen Handelsunternehmungen von Süden nach Gaza und dem Mittelländischen Meer, nach Ägypten, Assur und Ibr naharan einen politischen und militärischen Stützpunkt in der Provinz Mußri zu schaffen.

In diese Zeit der minäischen Geschichte gehört auch die historisch bedeutsamste minäische Inschrift Glaser 1155 (vgl. die Übers. auf S. 15 f.) und ihre Paralleltexte Gl. 1083 u. 1302. In ihr wird ein Ammißaduk als Kabir, d. i. Statthalter von Mußran bezeichnet und von dem glücklichen Verlauf eines Handelszuges nach dem Gestade des Mittelländischen Meeres berichtet. Es wird erzählt, daß die Minäer in Handelsbeziehungen standen mit Ägypten, Assur (Edom) und Ibr naharan (S. 24), in einem gleichzeitigen Text wird auch Gaza als Handelsstation erwähnt. Auf diesem Zug hatten sie kriegerische Abenteuer zu bestehen; auf der Karawanenstraße, zwischen Ragmat (an der Nordgrenze des minäischen Mutterlandes) nach Ma'ân (bei Petra in Nordwestarabien) wurden sie von den Heeren der Sabäer und Chawiläer überfallen, vermochten aber den Feind zurückzuschlagen. Innerhalb Ägyptens kamen sie zwischen zwei feindliche Lager, mitten hinein in die Streitigkeiten zwischen Madhai und Mißr, kamen aber unangefochten wieder aus Ägypten heraus und gelangten heil und wohlbehalten unter dem Schutz der Götter bis zum Gebiet ihrer Stadt Karnâwu.

Dieser Inschrift danken wir den Anstoß zu den wichtigsten Erkenntnissen für die älteste arabische Geschichte. Die oben erwähnten vier nordarabischen Landschaften sind erst durch ihre Angaben wieder in das richtige Licht gerückt worden. Die Existenz der minäischen Provinz Mußri hat durch sie eine gewichtige Bestätigung gefunden. Ein nicht zu unterschätzendes Zeugnis ist sie auch für die An=

erkennung des höheren Alters des minäischen gegenüber dem sabäischen Reich. Sie erwähnt die Sabäer auf gleicher Stufe mit dem nordwestarabischen Nomadenstamm der Chawiläer, so daß eine Existenz des Reiches der Könige von Saba zur Zeit unserer Inschrift vollständig ausgeschlossen erscheint.

Alle uns bisher zugänglichen Texte, die Mußri und andere nordarabische Landschaften erwähnen, tragen das Datum des Königs Abijadi'a Jathi'u. Dieser scheint ein besonders mächtiger Herrscher gewesen zu sein. Nicht nur, daß wir von ihm eine ganz ungewöhnlich große Zahl von Inschriften haben, wir hören auch, daß er mit Kataban und Hadhramot Beziehungen gehabt hat. Vielleicht ist es auch sein Name, der in dem biblischen Abida, dem Sohne Midians (Gen. 25,4) zur genealogischen Figur geworden ist. Diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir bedenken, daß die Kinder Israel durch ein unter minäischem Einfluß stehendes Mußri-Midian aus Ägypten nach Kanaan gezogen sind, und in diesem Mußri ganze Partien ihrer ältesten Erinnerung lokalisiert haben.

Die minäischen Texte erzählen sonst leider nicht viel von äußeren Ereignissen, auch Nachbarvölker und ihre Beziehungen zu Ma'in werden selten erwähnt. Um so mehr ist in ihnen von religiösen, kultischen Angelegenheiten die Rede, von Weihungen und Schenkungen an die Götter.

Erst gegen Ende des Reiches lassen vereinzelte und indirekte Zeugnisse den schließlichen Verlauf seiner Geschichte erkennen. Von Mußri hören wir vom 16. König ab gar nichts mehr. Es scheint als Durchgangsstation des Handels selbst zu Macht und Blüte gekommen zu sein, die Herrschaft des weitentfernten Mutterlandes abgeworfen und sich selbständig gemacht zu haben. Die Situation, in der uns die Keilinschriften vom achten Jahrhundert ab das Land Mußri zeigen, fordert diese Annahme. Da ist keine Spur mehr von einem minäischen Mußri erwähnt. Tiglat Pileser III. (745—727) setzt einen arabischen Scheich Idibi'il als Statthalter über Mußri, während das sonst Sache des minäischen Königs gewesen ist. Auch die Stellung des Statthalters scheint eine sehr unabhängige gewesen zu sein. Er revoltierte immer wieder gegen seinen Herrn, bald mit Hanno von Gaza, bald mit Hosea von Israel unter einer Decke spielend. Unter Sargon wird dann (721—705) ein „König von Mußri“ namens Pir'u erwähnt, der gleichfalls gegen Assyrien konspiriert — er nimmt den flüchtigen Jamani von Asdod bei sich auf — aber bald zur Unterwerfung gezwungen wird.

Der Abfall der entlegenen mußritischen Provinz bezeichnet aber nur den Anfang der nun rasch sich vollziehenden Auflösung des minäischen Reiches. Schon in der oben mitgeteilten Inschrift des Königs Abijadi'a Jathi'u, hat sich der Erbe der minäischen Macht und Herrlichkeit angekündigt: das Volk der Sabäer. Dort waren es noch Nomaden, die von der Plünderung der Karawanen lebten und in Aribi-Jareb am nordarabischen Djôf ihren Stammesmittelpunkt hatten. In einer späten minäischen Inschrift, die nach dem Könige Tub'i-kariba datiert ist, sind sie schon Grenznachbarn des minäischen Reiches geworden. Schon damals, vielleicht um 700, muß das minäische Reich im Innersten morsch gewesen sein: die Inschriften und Weihungen werden auch in den Schutz der sabäischen Götter gestellt! Das läßt tief blicken, und verrät einen sehr dringenden und begründeten Wunsch, die Götter der Sabäer freundlich und gnädig gestimmt zu wissen. Auch andere Nachrichten zeigen uns, daß damals die Zerbröckelung des Reiches immer weiter um sich griff, daß Ma'in gezwungen war, da und dort zu paktieren, wo es sonst zu befehlen hatte.

So dauert es denn nicht mehr lange und wir erleben wieder das alte Schauspiel, das die großen politischen Entwicklungsphasen von jeher im alten Orient geboten haben: ein innerlich morsches Kulturvolk fällt eindringenden, frischen Elementen zur Beute.

Die Sabäer sind wohl im Verlauf des 9. und 8. Jahrhunderts allmählich aus ihren Stammlanden vom nordarabischen Djôf nach Süden gezogen, das Vordringen der Assyrer im achten Jahrhundert mag diese Bewegung beschleunigt haben. Wir hören, daß Tiglat Pileser III. und Sargon den Sabäern Tributzahlungen auferlegten. So erzählt Sargon: „Von Pir'u dem König von Mußri, Samsi, der Königin von Aribi, Itamara, dem Sabäer, den Königen am Gestade des Meeres und der Steppe“ empfing ich Tribut. Die Nennung des Sabäers ohne Titel inmitten der Könige zeigt, daß die Sabäer wohl ein Achtung gebietendes Volk damals schon waren, daß sie aber feste politische Organisation noch nicht besaßen; der geographische Zusammenhang mit Mußri und Aribi nötigt uns „Itamara den Sabäer“ nicht im Yemen, sondern etwa südlich von Aribi in Centralarabien zu suchen.

Die bei Tiglat Pileser und Sargon erwähnten Königinnen von Aribi, Zabibi und Samsi rufen unwillkürlich die Gestalt der biblischen Königin von Saba (1. Kön. 10) ins Gedächtnis zurück. Königinnen von Saba sind uns nicht bekannt, ja wir haben kein

Recht, anzunehmen, daß es zu Salomos Zeit überhaupt schon „Könige von Saba“ sollte gegeben haben, das scheint sogar vollständig ausgeschlossen. Wir wissen aber, daß Aribi, eben das Land, für welches uns die beiden Königinnen bezeugt sind, das Stammland der Sabäer gewesen ist. Es liegt nahe anzunehmen, daß der historische Kern, der in jener biblischen Erzählung sicher vorhanden ist, die Gestalt einer Königin von Aribi war, daß es eine poetische Verklärung dieser Figur bedeutet, wenn der Geschichtsschreiber die arabische Königin als Königin von Saba mit all dem Glanz umkleidet, der damals für die alte Welt über Saba, dem mächtig blühenden, an Gold, Edelsteinen, Weihrauch und Myrrhen überreichen Königreiches ausgebreitet lag.

Bald nach Sargons Vordringen gegen Aribi und den Sabäer Itamara müssen die Sabäer in unaufhaltsamem Vordringen an die Grenzen des minäischen Reiches gestoßen sein und vielleicht kaum hundert Jahre später mag Saba zum letzten entscheidenden Schlag gegen Ma'in sich gerüstet haben.

Die sabäischen Nomaden hatten schon auf ihren Streifzügen Fühlung mit der minäischen Kultur gewonnen. In der Zeit dann, als minäische Könige ihre Inschriften dem Schutze der sabäischen Götter empfahlen, hatten die mittlerweile seßhaft gewordenen Sabäer Gelegenheit genug, die minäische Kultur auf sich wirken zu lassen. Ja, noch bevor der letzte, entscheidende Schlag geführt wurde, waren bereits minäische Gebiete wie Naschk, Harim, Kamna den Sabäern anheimgefallen. Es ist somit etwas ganz natürliches, daß die Sabäer, da wo sie das politische Erbe Ma'ins anzutreten sich rüsten, schon im Bann der minäischen Kultur befangen und vorbereitet waren, die Errungenschaften ihrer vielhundertjährigen Entwicklung alsbald im vollen Umfang zu übernehmen.

Die älteste uns zugängliche Periode der sabäischen Geschichte, die sogenannte Mukarribperiode, scheint zum größten Teil mit der Zeit des Niederganges der minäischen Macht zusammenzufallen. Es hat wohl auch schon zu der Zeit, als minäische Könige den Schutz der sabäischen Götter für ihre Inschriften und Weihungen anriefen, sabäische Mukarrib gegeben. Jedenfalls aber ist der große Eroberer Kariba'il Watar, der den Hauptschlag gegen Ma'in geführt hat, einer der letzten Mukarrib gewesen und als unter seinem Sohne das Werk der Unterwerfung Südarabiens auch auf die weiter entlegenen, südlichen Provinzen, speziell Hadhramot ausgedehnt und der ganze Umfang des ehemaligen minäischen Reiches in Südarabien

sabäisch geworden war, da hörte Ma'in auf, auch nur dem Namen nach ein Königreich zu sein, ja es verschwindet vollständig aus dem Interessenkreis der südarabischen Politik, ist ein totes Volk, und an seiner Stelle ist nun das Reich der „Könige von Saba" als die Südarabien beherrschende Macht getreten.

Die sabäische Mukarribepoche bildet also den Übergang zu den neuen Verhältnissen. Über die Bedeutung des Titels „Mukarrib" läßt sich Sicheres nicht ausmachen. Durch Glaser wissen wir, daß er auch in der ersten Periode der katabanischen Geschichte in Gebrauch war. Aller Wahrscheinlichkeit nach drückt sich in ihm die Vereinigung politischer und religiöser Suprematie in einer Person aus, eine Erscheinung, die wir ja auch anderweitig (man denke an Melchisedek von Salem) in der Geschichte semitischer Völker kennen.

Die Residenz der sabäischen Mukarrib scheint Sirwach gewesen zu sein; denn dort haben sich die wichtigsten Denkmäler jener Zeit gefunden. Aus den Inschriften kennen wir zehn sabäische Herrscher, die den Titel Mukarrib geführt haben, wir müssen also für diese Periode eine Dauer von mindestens 250 Jahren annehmen.

Als die Sabäer den ganzen Machtbereich des ehemalig minäischen Reiches sich unterworfen hatten und dadurch zur Vormacht in Südarabien geworden waren, haben ihre Herrscher angefangen, sich den Titel „König von Saba" beizulegen. Auch ein Wechsel der Residenz ist bald erfolgt, von Sirwach in einer der wildesten, unfruchtbarsten Gegenden von ganz Arabien gelegen, ist sie nach Marib am Ufer des wasserreichen Wadi Dhenne verlegt worden.

Für die Periode der „Könige von Saba" dürfen wir etwa 400 Jahre in Anspruch nehmen, wir können bis heute 17 Herrscher, die diesen Titel führen, inschriftlich nachweisen, müssen aber auch hier der selbstverständlichen Möglichkeit Raum lassen, daß neue Funde auch neue Königsnamen bringen. Da aller Wahrscheinlichkeit nach das Jahr 115 v. Chr. der Beginn einer neuen Ära in Südarabien als Endpunkt dieser Periode angenommen werden muß, so können wir bei einer Dauer von rund 400 Jahren ihren Anfang um 550 v. Chr. ansetzen.

Dieser Abschnitt der sabäischen Geschichte ist für die politische Entwicklung Südarabiens von besonderer Bedeutung gewesen. Das sabäische Reich hat in ihm viel gewonnen, aber noch viel mehr verloren.

Die Könige von Saba haben in unaufhörlichen Kämpfen weiter gearbeitet an dem bereits von den Mukarrib begonnenen Werk der

dauernden Unterwerfung aller südarabischen Stämme, die Inschriften berichten ausführlich von Kämpfen mit Hadhramot und Kataban. Die Festigung und Ausbreitung der politischen Macht Sabas hat also in dieser Periode immer größere Fortschritte gemacht.

Andererseits aber hat Saba gerade in dieser Periode eine gewaltige Einbuße erlitten in dem Verlust des Monopols für den Zwischenhandel von Indien nach Ägypten und den Mittelmeerländern, der mehr als 1000 Jahre die stärkste Wurzel der Kraft der südarabischen Reiche, die unversiegliche Quelle ihres märchenhaften Reichtums gewesen ist. Den Versuch Alexanders des Großen, Babylonien durch Erschließung eines direkten Handelsweges nach Indien zur weltbeherrschenden Handelsmetropole zu machen, hat sein schneller Tod nicht zur Ausführung kommen lassen. Was aber Alexander nicht erreichen konnte, ist den Ptolemäern gelungen, sie haben den Seeweg um Arabien herum freigelegt und ihn durch zahlreiche Stationen vom arabischen Meerbusen bis zum persischen Golf gesichert. So ist die Vermittlung des indischen Handels, die Quelle und Stütze der südarabischen Macht, dauernd von Saba genommen worden und an Alexandria übergegangen.

Für Saba war das der empfindlichste Stoß, der es hatte treffen können. Im Norden hatte Südarabien längst aufgehört entscheidenden Einfluß zu üben. An die Stelle der minäischen Mußriten waren von der Mitte des siebenten Jahrhundert die Kedar und Nebajot getreten. Diese sind von den Salamiern abgelöst worden, bis um 200 v. Chr. die Nabatäer für etwa 300 Jahre ihr Reich in Mußri aufrichteten. Der Norden leistete jetzt dem Süden keine Vermittlerdienste mehr, er stand unter assyrischer Oberhoheit und hielt Assyrien den Weg nach Ägypten offen. Soweit ihm aber Assyrien freie Hand ließ, folgte er eigenen Interessen. Kedar und Nebajot streiften nach Norden, drangen in Juda ein, Edom, Moab und Ammon halten sie stetig in Atem. Assurbanipal trieb sie wohl verschiedene Male zurück und auch von Nebukadnezar hören wir, daß er gegen die Kedar gezogen und ihre Festung Chaßor geschleift hat. Doch waren diese Strafexpeditionen nie von dauernder Wirkung. Sobald der Druck nachließ, gingen die Raubzüge wieder von vorn an.

Von dieser Entwicklung blieb der Süden Arabiens völlig unberührt. Die Fäden sind zerschnitten, die seit alter Zeit den Norden mit dem Süden verknüpft hatten. Beide haben jetzt getrennte Lebensinteressen, getrennte Entwicklung.

Am Ausgang der Zeit der „Könige von Saba" bereitet sich eine neue Umgestaltung der Verhältnisse vor. Nach langen, das ganze Land erschütternden Kämpfen geht die Vorherrschaft in Südarabien aus den Händen der Sabäer über in die der Himjaren, eines Volksstammes, der ursprünglich die äußerste Südwestecke Arabiens inne hatte.

Die Himjarenkönige führen auch weiterhin als Haupttitel den eines Königs von Saba, denn das sabäische Reich ist es ja, über das auch sie herrschen, doch haben sie ihm durch den Zusatz des Namens ihrer Stammburg ein eigenes Gepräge gegeben. Jetzt, etwa 115 v. Chr. beginnt die Periode der „Könige von Saba und Raidan." Hand in Hand geht damit das Aufhören des Königreichs von Kataban.

Dieser Abschnitt der südarabischen Geschichte dauert bis etwa 300 n. Chr. Wir kennen 26 Könige dieser Zeit aus den Inschriften. Für diese und die nachfolgende Epoche sind wir dank den Datierungen, welche einzelne der hierher gehörigen Inschriften tragen, in der Lage die Ereignisse mit einiger Genauigkeit chronologisch anzusetzen.

Von größter Bedeutung für die weitere Entwicklung der südarabischen Verhältnisse war das allmähliche Wiedereindringen der zur Zeit der Könige von Saba nach Afrika ausgewanderten Habaschiten oder Abessynier. Schon im ersten Jahrhundert v. Chr. haben sie an der arabischen Küste festen Fuß gefaßt und dadurch einem ständigen Eingreifen in die Gestaltung der südarabischen Politik Bahn gebrochen.

Kaum hundert Jahre nach der Eroberung Sabäas durch die Himjaren, im Jahre 26 v. Chr. haben die Römer den ersten und einzigen Versuch gemacht auch Südarabien sich zu erschließen. Augustus hatte seinen Feldherrn Aelius Gallus zur Eroberung Arabiens ausgesandt, die märchenhaften Reichtümer Sabas, die in der ganzen alten Welt sprichwörtlich geworden waren, lockten ihn an. Die Expedition ist vollständig mißlungen, sie ist im Sand der Wüste verlaufen und hat auf Jahrhunderte hinaus Südarabien vor weiteren Invasionen einer gewappneten Macht durch ihr warnendes Beispiel geschützt.

Die Habaschiten, selbst ursprünglich Araber, kamen nicht so wohl als Eroberer, sondern als einwanderndes Volk nach Arabien zurück und allmählich wurden sie zum beherrschenden Element.

Als sie die politische Gewalt an sich gerissen hatten, etwa um 300, beginnt die vierte und letzte Periode der sabäischen Geschichte

und mit ihr nochmals eine gewaltige Erweiterung des sabäischen Machtbezirks. Die Könige nennen sich jetzt „Könige von Saba und von Raidan, von Hadhramot und Yemen.“ Der ganze Yemen war nun sabäisch, ja bis nach Leuke Come reicht der sabäische Einfluß.

Auch diese Periode ist mit inneren Kämpfen ausgefüllt, die Erhaltung des nur äußerlich zusammengekitteten großen Reiches ist auf die Dauer nicht möglich.

Was diese Zeit für uns aber in besonderem Maße interessant macht, das sind die geistigen Mächte, die nun auf dem alten Boden der mehr als tausendjährigen südarabischen Kultur sich zur Geltung zu bringen suchen.

Nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus waren von den nach allen Richtungen der Windrose sich zerstreuenden Juden auch große Scharen nach Südarabien eingewandert. Es gelang ihnen bald zu Ansehen und Einfluß zu gelangen. Es lag in der Natur des Judentums, daß sie sich mehr an die handeltreibende Bevölkerung der Städte wandte, während die alten Adelsgeschlechter, die herrschende Partei, an der alten, heidnischen Religion festhielten. Mit dem Judentum und dem durch dasselbe neubelebten Erwerbs- und Unternehmungsgeist war eine neue Blütezeit für Südarabien gekommen. Die Himjaren erstarkten wieder und vermochten es, freilich nur für kurze Zeit, der abessynischen Eindringlinge sich zu entledigen und ein neues Reich, ein jüdisch-sabäisches aufzurichten, dessen bekanntester Vertreter, der sagenumwobene König Dhu Nuwas ist.

Dieser Einfluß des Judentums wäre nicht verständlich, wenn die Himjaren in ihm nicht einen Rückhalt gegen die immer wieder drohenden Abessynier gesehen hätten und gegen die hinter diesen steckenden christlichen Großmächte Ägypten und Byzanz, welche längst schon nach den Schätzen Sabäas lüstern waren.

Freilich mit Waffengewalt war in Arabien wenig auszurichten, das hatte der klägliche Ausgang der Expedition des Aelius Gallus hinreichend gelehrt. Das Ziel ist aber auf andere Weise erreicht worden, wenn auch nur für kurze Zeit. Das Mittel dazu war das Christentum. Schon frühzeitig hatte dasselbe von Ägypten aus in Abessynien Eingang gefunden und war von dort aus nach Südarabien getragen worden. Dort trat es bald in Gegensatz zu der dem Judentum ergebenen herrschenden Klasse. Die christliche Legende erzählt bluttriefende Geschichten von den Verfolgungen, denen die Anhänger des Christentums von Seiten der jüdischen Herrscher, besonders des Dhu Nuwas ausgesetzt waren. Mögen diese Berichte

auch stark tendenziös gefärbt sein, so viel ist gewiß, daß der Gegensatz ein sehr starker war und daß einem christlichen Eroberer in den unterdrückten südarabischen Christen die thatkräftigste Stütze erwachsen mußte.

So sehen wir in der That mit dem letzten jüdischen König Joseph Dhu Nuwas im Jahre 525 das jüdisch-sabäische Reich einem erneuten, diesmal planmäßig vorbereiteten, von Byzanz aus unterstützten Ansturm der christlichen Abessynier erliegen. Freilich dauerte die abessynische Herrlichkeit in Südarabien nicht lange; von vier Königen weiß die Überlieferung, nur einer ist inschriftlich bezeugt. Jetzt waren es die heidnisch gebliebenen alten Adelsgeschlechter, die eine Neuordnung der Verhältnisse herbeiführten. Sie riefen die Perser ins Land, die denn auch um 575 die abessynische Herrschaft stürzten, dafür aber freilich eigene Statthalter im Yemen einsetzten. Lange hat auch dieser Zustand nicht gedauert. Kaum 50 Jahre später hat der Islam auch Südarabien in seine Kreise gezogen und unter dem Banner des Propheten ist dann auch bald die ganze arabische Halbinsel zu einem großen durch Rassen- und Religionseinheit natürlich und dauernd gefestigten Reich zusammengefügt worden.

Litteratur.

Glaser, Ed., Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens von den ältesten Zeiten bis zum Propheten Muhammed. 1889. (Band I [Geschichte] nicht im Buchhandel erschienen).

Die Abessynier in Arabien und Afrika. München 1895.

Hommel, Fritz, Altisraelitische Überlieferung. München 1897.

Der Gestirndienst der alten Araber und die altisraelitische Überlieferung. München 1901.

Vier neue arabische Landschaftsnamen im Alten Testament. München 1901.

Das Land der Königin von Saba. Im Augustheft der Deutschen Rundschau, 1901.

Weber, Otto, Studien zur südarabischen Altertumskunde I, in „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft 1901, I."

Winckler, Hugo, Altorientalische Forschungen. 1. Reihe. S. 24ff., 195, 337.

Mußri, Meluḫḫa, Ma'in in „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" 1897, I. IV.

Das alte Westasien in Helmolts Weltgeschichte, III, 1. Seite 228—248.

Keilinschriften und Altes Testament. 3. Aufl. I. S. 136ff. Berlin, im Erscheinen.

Himmels- und Weltenbild der Babylonier

als

Grundlage der Weltanschauung und Mythologie aller Völker

Von

Dr. Hugo Winckler
Privatdozent an der Universität Berlin

Mit zwei Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1901

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

3. Jahrgang, Heft 2/3.

Seit man begonnen hat sich um das Geistesleben der außerhalb der eigentlichen Mittelmeerkultur stehenden Völker zu bekümmern, hat sich immer mehr die Thatsache aufgedrängt, daß die Anschauungen über die nicht unmittelbar sinnlichen Eindrücke, über rein geistige Fragen, in einer merkwürdigen Weise übereinstimmen. Je mehr man von den Überlieferungen namentlich noch reiner Naturvölker sammelte, um so auffälliger traten die Übereinstimmungen hervor, und es ist heute Gemeingut des Volkswissens, daß die Sintflut-Sage sich so ziemlich über den ganzen Erdball verbreitet findet, wenigstens bei allen Völkern, die überhaupt eine Anschauung und Überlieferung über die Dinge der nur sinnlichen, unmittelbaren Umgebung hinaus entwickelt haben. Dem Kenner der verschiedenen Mythologien und sonstigen Lehren primitiver Völker über den Ursprung der Dinge und die Ordnung des Weltalls ist es kaum noch auffällig, wenn er an den ganz entgegengesetzen Punkten der Erde dieselbe Sage nicht nur dem Grundgedanken sondern auch der Einkleidungsform nach wiederfindet, und wenn namentlich, wie häufig oder fast gewöhnlich der Fall, der in der einen Überlieferung scheinbar bedeutungslos oder sogar unverständlich gewordene Zug durch die bei einem anderen Volke erhaltene Wendung seine Erklärung und Begründung findet, sodaß erst die Zusammenstellung beider das Erfassen des eigentlichen Sinns ermöglicht. Diese Thatsache ist so gewöhnlich und zwingt sich selbst der oberflächlichen Betrachtung so nachdrücklich auf, daß selbst die weitgehendste Zweifelsucht sich ihr nicht verschließen kann. Um so schwieriger gestaltet sich aber die Frage nach der Erklärung solcher Erscheinungen, die den gewöhnlichen Vorstellungen von der Stellung unserer eigenen Kultur zum übrigen Erdenball rätselhafter erscheinen müssen als der naiven Anschauung von der Ableitung des Menschengeschlechts von Noahs drei Söhnen.

Eine Betrachtung des Geisteslebens der Naturvölker in diesem Zusammenhange verdanken wir in erster Linie dem unermüd-

lichen Sammelfleiße und der tief eindringenden Betrachtungsweise A. Bastian's. Von ihm rührt auch die Erklärung her, welche für die merkwürdigen Parallelerscheinungen bis jetzt hat dienen müssen und nach dem Standpunkte der Wissenschaft allein dienen konnte. Wenn gleiche Anschauungen bei den Völkern unseres Kulturbereichs, bei den altorientalischen und klassischen wie bei ostasiatischen, der Bevölkerung der Südsee und denen Amerikas — und zwar den alten Kulturvölkern Südamerikas wie den Stämmen des Nordens — sich fanden, so kann man nach den Vorstellungen, die man sich über die Zusammenhänge oder besser den Mangel an Zusammenhängen zwischen allen diesen Völkern bis jetzt noch machen muß, zunächst keine andere Erklärung auf Grund der Voraussetzung einer natürlichen Entwicklung menschlicher Vorstellungen zulassen, als die, daß es sich hierbei um eine Weiterbildung der dem Menschen angeborenen Grundlagen seines Denkens und seiner geistigen Bedürfnisse handelt. Wie er gewisse materielle Bedürfnisse in zwar dem Klima und den sonstigen Voraussetzungen seines Landes angepaßter, aber doch im Wesen gleicher Weise befriedigt und so seine Kultur in materieller Hinsicht ausbildet, so hätte man sich den gleichen Entwicklungsgang auch in geistiger Hinsicht zu denken. Bastian nannte das die Völkeridee.

Das würde auch genügen, um die Gemeinsamkeit der Vorstellungen selbst zu erklären, namentlich soweit diese durch die umgebende Welt selbst an die Hand gegeben werden. Sehr bedenklich wird eine solche Annahme aber schon, wenn nicht der Gedanke selbst, sondern sein Ausdruck, wenn die Form gleichartig erscheint, und sie kann nicht mehr zur Erklärung ausreichen, wenn diese Form gar nicht das Wesen der Sache selbst trifft, wenn sie von den natürlichen Erscheinungen ihrer jetzigen Heimat, die sie erklären soll, nicht mehr hervorgerufen sein kann, ja vielleicht im Widerspruch zu ihnen steht. Am deutlichsten wird das vielleicht, wenn wir die Mythologie und Sage heranziehen. Daß der „gute Geist“ und der „böse Geist“ als Gottheiten des Lichtes und der Finsternis, der Ober- und Unterwelt erscheinen, kann leicht als Völkeridee begriffen werden. Wenn aber beispielsweise die oberste Gottheit, der „Allvater“, die Eigenschaften einer Mondgottheit in einer Mythologie zeigt, die ihn gar nicht als Mond kennt, sondern sein Wesen mit ganz anderen Erscheinungen in Zusammenhang bringt, so muß man von der Völkeridee absehen und kann nur noch die Entlehnung, die Herübernahme aus einer anderen Mutter-Mythologie, annehmen. Daß die

Jahreswende Gegenstand einer Festfeier wird, ist in natürlichen und allgemein menschlichen Voraussetzungen begründet; wenn sie aber überall als Narrenfest begangen wird, wo die „verkehrte Welt" gespielt wird, wenn man einen Narrenkönig, gefahren auf einem auf Räder gesetzten Schiffe, dem car naval, zum Herren des Festes wählt und allerhand Mummenschanz treibt, so wird auch bei weitestgehender Ausdehnung der Völkeridee eine Ableitung aus den allgemeinen Voraussetzungen zur Unmöglichkeit.

Eine bezeichnende Eigenschaft aller Mythologien und sonstigen Legenden führt auf die Spur der gemeinsamen Mutter. Überall ist es möglich, die Beziehung der einzelnen Lehren auf die Bewegung der Gestirne nachzuweisen. Der Ursprung der Mythen ist also astral und wie groß auch die Verschiedenheit der Einkleidungsformen im einzelnen sein mögen, immer ist zu erkennen, daß demjenigen, welcher ihnen ihre Form verliehen hat, dem Dichter, noch die Beziehung seiner Lehre zu den Erscheinungen des Sternenhimmels mehr oder minder klar gewesen ist.

Die Mythologie ist den ersten Kulturstufen der Menschheit Religion d. h. die Erklärung des Weltalls mit allen seinen sinnlichen und übersinnlichen Erscheinungen, die Beantwortung der Frage nach dem Ursprung und Wesen der Dinge. Die Religion ist aber durchaus nicht bei allen Völkern Gestirnreligion, im Gegenteil setzt diese letztere bereits eine hoch entwickelte Kulturstufe voraus. Die Beobachtung der Gestirnbewegungen und ihre Ausbildung zu einer besonderen Wissenschaft und Lehre, wie sie Vorbedingung für eine darauf gegründete Religion als Lehre vom Weltall ist, kann nur in großen Kulturmittelpunkten und in langen Zeiträumen das Ergebnis des Fleißes von Generationen und eigens dazu bestellten Pflegern bilden. Ein Menschenleben reicht nicht aus, um Beobachtungen am Gestirnumlauf zu machen, welche gestatteten, ein System darüber aufzustellen, das z. B. sich Rechenschaft — sei sie welcher Art sie wolle — über Mond- und gar Sonnenfinsternisse gäbe.

Eine nur oberflächliche Betrachtung der meisten Religionen zeigt zudem einen inneren Widerspruch. Der astrale Gehalt ihrer Mythen und Lehren, das ganze Weltsystem in seiner tief durchdachten und verwickelten Durchbildung verträgt sich nicht mit der ganzen Kulturstufe des Volkes und entspricht in keiner Weise den gebräuchlichen Kultformen und maßgebenden Vorstellungen von Göttern und Welt. Auch das zwingt wieder zu der Erklärung der höheren astralen Lehren als einer Entlehnung von anderswo, die den Vorstellungen einer

tieferen Kulturstufe aufgepfropft und mit ihnen nur ausgeglichen ist, ohne daß eine vollständige Umwälzung der Vorstellungen stattgefunden hätte. Eine entsprechende Erscheinung zeigt sich auch auf dem Gebiete unserer eigenen Kultur. Es ist bekannt, wie das Christentum im Abendlande bei seiner ersten Verbreitung mit den vorgefundenen heidnischen Kulten und Vorstellungen hat rechnen müssen, und wie namentlich in Sitten und Gebräuchen bis auf unsere Zeit Vieles der rein geistigen Religion Widerstand geleistet hat. Das bekannteste Beispiel ist wohl die deutsche Form der Feier des Weihnachtsfestes.

Einen solchen Widerspruch zeigt schon im alten Orient die ägyptische Religion. Die Gestalten ihrer Götter mit ihren Tierköpfen und den als Gottheit verehrten Tieren: Stier, Affe, Krokodil, Nilpferd u. s. w., sind Vorstellungen einer anderen Kulturstufe als die ist, welche in den Tempellehren und in der Wissenschaft der Ägypter zum Worte kommt. Dieser Widerspruch ist bereits dem klassischen Altertum zum vollen Bewußtsein gekommen und hat Veranlassung zu gleichem Spotte gegeben, wie sie rein rationalistische Aufklärung wohl auch an Formen unserer Kulte geübt hat, denen sie ebenso wenig historisches Verständnis entgegenbrachte, wie der Grieche und Römer dem alten Orient. Ein anderes Beispiel zeigt die mexikanische Religion, deren grauenhafte Götterfratzen und teilweise scheußliche Kultbräuche (Menschenopfer) nicht aus derselben Wurzel entsprossen sein können, wie die hoch entwickelte Kalender- und Himmelswissenschaft, von der die Inschriften und Bücher zeugen.

Der Ursprung einer Welten- und Götterlehre, welche auf die Gestirne gegründet ist, kann nur dort gesucht werden, wo eine Gestirnreligion bezeugt ist, und wo die Astronomie eine dementsprechende Pflege und Entwicklung gefunden hat. Die Wiege der Astronomie ist aber nach einer nie verloren gegangenen Überlieferung das alte Babylonien gewesen. Das klassische Altertum hat das durch die Alexandrinische Wissenschaft noch anerkannt und die Abzweigung nach den Kulturländern des Ostens — Indien und China — ist gleichfalls durch die neueren Feststellungen außer Zweifel gesetzt. Ebenfalls in Babylonien, dessen Lage zugleich einer Ausstrahlung nach Osten wie nach Westen am günstigsten ist, haben wir aber auch das Land der eigentlichen und ausgesprochenen Gestirnreligion. Dem Babylonier offenbart sich jeder Gott und jede im Weltenall und dem Wirken der Natur sich bethätigende Kraft in den Gestirnen. Die Hauptgötter, welche den Namen der betreffenden Gestirne selbst führen, sind ihm Mond und Sonne, sowie die fünf Planeten. Seine

ganze Anschauung vom Walten der Götter und von deren Wirksamkeit im übrigen Weltenall, in den Erscheinungen des Naturlebens, ist auf die Lehre gegründet, daß die Götter sich sichtbar vornehmlich in den Gestirnen offenbaren.

Die Feststellung der babylonischen Himmels- und Götterlehre liefert daher den Schlüssel zu den Mythologien und Sagen aller Völker, soweit diese überhaupt ein festes in sich geschlossenes und tiefer durchdachtes System zeigen. Diese Annahme steht, wie gesagt, vorläufig noch in starkem Widerspruche zu den Vorstellungen, die sich der moderne Mensch von dem Werdegang der Kultur vor der Entdeckung der „neuen Welt" macht. Die Thatsache läßt sich aber nur verkennen, wenn man die Augen absichtlich schließt und überhaupt vermeiden will, den Grund der Erscheinung zu erforschen. Wie die Wanderung und Ausbreitung stattgefunden hat, liegt vorläufig für uns, wenigstens betreffs eines großen Teiles des Erdenballs, im Dunklen. Eine nur geringe Überlegung fügt freilich sofort hinzu, daß wir auch von allen übrigen Fragen über die Vergangenheit derselben Länder nichts wissen, daß unser Nichtwissen aber wissenschaftlicher Betrachtungsweise nicht die freilich vom Kulturmenschen gern angemaßte Berechtigung giebt, ein Nichtvorhandensein zu folgern. Die Wiedererschließung des Alten Orients zwingt uns die Vorstellungen von Weltgeschichte, in denen der heutige Kulturmensch noch aufgewachsen ist, völlig umzugestalten. Das leuchtet auf den ersten Blick ein, wenn man die bloßen Zeiträume vergleicht. Die altorientalische Geschichte beginnt schon jetzt für uns um etwa 3000 v. Chr., das bedeutet eine Verschiebung des Anfanges der Kenntnis von unserer Kultur um das Doppelte. Mit anderen Worten heißt es, daß der frühere Anfang — die Kindheit des Hellenentums — jetzt in die Mitte zu liegen kommt. In gleicher Weise werden wir aber auch unsere Vorstellungen über die Bedeutung des Raumes in der Geschichte umzugestalten haben. Der Verkehr und die Berührungen der Völker erscheinen uns noch immer als Errungenschaften unserer modernen Kultur. Die Formen dieses Verkehrs mögen neu sein, wie die technischen Errungenschaften unserer Zeit. Das Altertum hat aber seinerseits mit seinen unvollkommenen technischen Werkzeugen Leistungen geschaffen, vor welchen die Neuzeit ebenso als vor Rätseln steht, wie europäischer Gewerbefleiß die Überlegenheit der ostasiatischen Kulturen und oft unzivilisierter Völker in Einzelleistungen anerkennen muß. Wenn die ausgebreitete Kenntnis der Naturvölker und eine vorurteilslose wissenschaftliche Würdigung ihrer Leistungen und Begabung durch

die Ethnologie den Europäer längst nicht mehr in dem Lichte der Selbstverherrlichung erscheinen läßt, in der sich der Durchschnittsmensch von heute wohl noch immer unter der Nachwirkung des engen Gesichtskreises früherer Zeit gefällt, so findet diese ethnologische Betrachtungsweise ihre Ergänzung und Bestätigung durch die den Werdegang aller Völker und besonders eines früher unbekannten und ungeahnten Altertumes in Anschlag bringende historische Betrachtungsweise.

Der Horizont der „Weltgeschichte" war bisher zeitlich der von etwa dem 6. vorchristlichen Jahrhundert bis auf die Neuzeit, und räumlich der der klassischen und modernen westeuropäischen Völker. Eine wirkliche Kenntnis auch nur des mittelalterlichen Orients hat es nie gegeben, selbst heute giebt es keine wissenschaftliche Verarbeitung des Islams, welche dessen Rolle gegenüber dem mittelalterlichen Europa und überhaupt in der Entwicklung der Menschheit zu würdigen ermöglichte. Noch nicht einmal ein Anfang ist damit gemacht. So beschränkt also die Welt dieser „Weltgeschichte" zeitlich und räumlich ist, so falsch mußte auch die Vorstellung werden, die sie über die Bedeutung von Raum und Zeit in der Entwicklung des Menschengeschlechtes hervorrief. Wie irrig der Grieche und Römer über die früheren Kulturvölker und über die „barbarische" zeitgenössische Welt dachte, ist bekannt. Auch der moderne Durchschnittseuropäer steht aber — den veränderten Verhältnissen entsprechend — auf einem vielleicht nicht höheren Standpunkt.

So wird auch der Vorurteilslose und der Belehrung Zugängliche staunend fragen, wie man es sich erklären soll, wenn Theorien, welche das Babylonien des 4. und 3. vorchristlichen Jahrtausends entwickelt hat, sich bei den Slaven des 12. nachchristlichen Jahrhunderts wiederfinden, in einer Zeit, wo die altorientalische Kultur seit zwei Jahrtausenden den Schlaf unter ihren Ruinenhügeln schlief; wie man sich die Wanderungen gar zu den Völkern der „neuen Welt" denken soll, wo noch in unseren Tagen Legenden gesammelt werden, für welche der gleiche Ursprung nicht bezweifelt werden kann: die Erklärung, die Feststellung des Weges und der Mittel der Entlehnung ist uns vor der Hand versagt, die Thatsache selbst steht fest. Der menschliche Geist ist in den Geisteswissenschaften leicht geneigt, Dinge zu bezweifeln, die ihm in ihren Zusammenhängen nicht klar sind. Die Technik und Naturwissenschaft können durch den Augenschein und den Erfolg den Beweis der Wahrheit führen. Begriffen aber ist das Wesen der Elektrizität auch noch nicht, und

die Entfernungen und Zeiträume, welche die Astronomie lehrt, faßt ebenfalls keine menschliche Vorstellungskraft.

Das muß vorausgeschickt werden, um die Bedeutung zu veranschaulichen, welche die Kenntnis gerade der babylonischen Kultur für eine geschichtliche Auffassung des Entwicklungsganges der Menschheit hat. Ist bereits die politische Geschichte der Euphratländer ein wichtiger Teil dessen, was man mit Recht Weltgeschichte nennen kann, so wird in dem geschilderten Zusammenhang die Wichtigkeit der babylonischen Religion und ihrer Vorstellungen für alle noch nicht von der modern-europäischen oder der christlichen Weltauffassung berührten Völker klar. Religion im Sinne des Orients ist die Erklärung alles dessen was ist, also eine Weltauffassung. Wenn die Weltanschauung aller Völker, welche überhaupt angefangen haben, sich Rechenschaft über ihr und ihrer Umgebung Dasein zu geben, von der babylonischen berührt worden ist, so kommen wir schließlich dazu, überhaupt nur zwei Weltanschauungen zu unterscheiden, welche die Menschheit in ihrer geschichtlichen Entwicklung kennt: die altbabylonische, deren Wesen uns hier beschäftigt, und die moderne, empirisch-naturwissenschaftliche, welche erst in der Entwicklung begriffen ist, und mit der alten auch noch auf manchen Gebieten des modernen Gesellschaftslebens im Kampfe liegt.

Weltanschauung und Religion ist für den alten Orientalen eins, die Religion offenbart ihm durch die Götter und in ihrem Walten alle Rätsel der sinnlichen und übersinnlichen Welt. Wenn aber die babylonischen Götter sich hauptsächlich in den Sternen verkörpern, so ist damit schon der Himmel und sein Bild als das große Buch gegeben, aus welchem der babylonische Priester die Erklärung aller an den Menschen herantretenden Fragen herausliest. Es ist bekannt, daß die Astrologie bis zum Siege der modernen Weltanschauung die Schwester der Astronomie gewesen ist. Besser muß man sagen: beide sind ursprünglich eins gewesen, denn die Astrologie ist die Anwendung der Beobachtung der Gestirne auf alle übrigen an den Menschen herantretenden Fragen. Das Wissen ist dem naiven Menschenempfinden nicht Selbstzweck, nur angewandte Wissenschaft hat ihm Wert. Wenn er die Sterne beobachtet, so thut er es, um aus ihnen zu erfahren, was geschehen wird. Denn da die Sterne die sichtbare Offenbarung der Götter sind, so kann man aus ihren Bewegungen das Verhalten der Götter, als der das Weltall regierenden Mächte erschließen, und danach bestimmen, was geschehen muß. Die Astrologie ist also in diesem Sinne nicht nur kein Aberglaube, sondern

sie ist die grundlegende Wissenschaft, die Wissenschaft der Wissenschaften, welche den Grund zu allem menschlichen Erkennen bildet und die ersten wie letzten Fragen zu lösen befähigt. An die Gestirne als die Verkünder des göttlichen Willens und Waltens hat die Menschheit bis zum Anbruch der neuen Zeit geglaubt, erst die Entdeckungen eines Copernicus und Keppler haben die Herrschaft der Astrologie gestürzt — ein Beispiel, wie lange die babylonische Weltanschauung lebendig geblieben ist.

Götter-, Himmels- und Weltenlehre sind auf diese Art für die babylonische Auffassung eins. Es wäre völlig falsch, in ihren Göttern nur die Gestirne — Mond, Sonne, Planeten u. s. w. — zu erblicken. Die Gottheit ist auch ihnen eine geistige Macht, die sich nur in den einzelnen Teilen der Schöpfung, im Walten der Natur, und in allen Erscheinungen der sinnlichen Welt offenbart. Die Gestirne sind diese vornehmlichste Offenbarung, nicht aber die Gottheit selbst oder allein. Die vielfältigen Kultformen und Göttererscheinungen mit ihren zahllosen Namen, wie sie an den verschiedenen Orten verehrt werden, werden doch immer auf dieselben Grundbegriffe zurückgeführt und in Wahrheit sind es nur wenige Naturmächte oder Gottheitsbegriffe, die immer wieder in diesen vielfältigen Götterpersonen verkörpert werden. Ein schönes Beispiel hierfür liefert die Erklärung, welche eine assyrische astronomische Tafel, im 7. Jahrhundert v. Chr. geschrieben, von dem Wesen der Götter und ihrer Verkörperung in den Planeten giebt. Wie wir noch sehen werden, sind die vier Planeten: Mercur = Nebo, Juppiter = Marduk, Mars = Ninib, Saturn = Nergal. Die Tafel erklärt nun:

„Wenn der Stern des Marduk-Juppiter im Aufgehen ist (d. h. niedrig am Horizonte steht), ist er Nebo; wenn er [Zahl abgebrochen] Doppelstunden („Stundenbogen") hoch steht, ist er Marduk; wenn er in der Mitte des Himmels steht („culminirt"), ist er der Nibiru (d. h. der Durchgang, der Gott, welcher durch die Mittagshöhe geht, d. i. ebenfalls ein Name Marduks und der Planeten überhaupt)".

Der Planet Juppiter ist und bleibt der Juppiter, er mag hoch oder tief am Himmel stehen. Der Text hat daher den Erklärern große Schwierigkeiten verursacht, und doch ist seine Deutung sehr einfach, wenn man das geistige Wesen der babylonischen Gottheiten erkannt hat. Es steht nicht etwa da: Der Planet Marduk-Juppiter ist der Planet Nebo-Mercur, sondern: der Stern des Gottes Marduk ist der Gott Nebo und der Gott Nibiru. Der Sinn ist also: je nach der Stelle, welche der Planet am Himmel einnimmt, offenbart sich in

ihm eine andere Macht und wirkt er mit einer anderen Kraft. Die weitere Vorstellung, welche zu Grunde liegt, wird uns noch klar werden.

Die göttliche Macht ist also nicht mit dem Weltenkörper gleichbedeutend, in dem sie sich wirksam zeigt. Sie besteht unabhängig von ihm und äußert sich auch in andern Erscheinungen des Weltalls. Zunächst am Himmel und an der Erde selbst, dann aber auch in den einzelnen Erscheinungen und Gegenständen der Natur. Den einzelnen Göttern gehören ihre Teilerscheinungen; Metalle, Steine, Bäume, kurz alles was geschaffen ist, stellt eine Offenbarung des göttlichen Wesens dar, von dessen Kraft ihnen etwas inne wohnt.

In erster Linie sind es aber stets die Himmelserscheinungen, welche das göttliche Walten erkennen lassen, und die Himmelskunde ist daher die Grundlage des ganzen Systems, in welches der Babylonier seine Anschauung von einer göttlichen und einheitlichen Weltordnung gebracht hat. Als Hauptzug dieses Systems kann man wohl den Zweck des Nachweises der Harmonie, der regelmäßigen und zweckmäßigen Anordnung des Weltganzen ansehen, das nach wenigen bestimmten Grundgesetzen geordnet ist, deren Wirksamkeit sich in allen Einzelerscheinungen des Weltalls und der Erde, im großen und größten, wie im kleinen und kleinsten wiederholt, gerade so wie dieselben Gottheiten immer wieder wirksam sind. So erscheint jeder selbständige Teil der Schöpfung wieder als ein Abbild des größeren Ganzen, er ist nach denselben Grundsätzen geordnet und eingeteilt, und in ihm wirken und verkörpern sich dieselben göttlichen Kräfte, wie es schon das Beispiel unseres astronomischen Textes zeigt.

Das System besteht also darin, daß es dieselben Erscheinungen, die gleichen Gesetze und Kräfte, in allen den verschiedenen Teilen und Unterteilen wiederfindet, und daß ihm ein jeder Teil des Weltalls ein Spiegelbild des andern oder des ganzen ist. Auf die Erde und ihre Teile übertragen heißt das, daß ein Land, als eine gottgewollte — wir würden sagen natürliche — Einheit auch am Himmel und im Weltenraume sein entsprechendes Spiegelbild haben muß. Wie dort oben in seinem Teile ein Gott waltet, so hat dieser sich auch das entsprechende irdische Land zu seinem Sitze erkoren und bestimmt alles, was darin geschieht, als ein rechter Landesherr (belu, kanaanäisch-hebräisch ba'al). Es ist Aufgabe der Geographie und der politischen Einteilung des Landes, die irdischen Verwaltungsbezirke mit den am Himmel vorgezeichneten in Einklang zu bringen; die Gaue oder Provinzen müssen den einzelnen Einteilungen des Himmels entsprechen, die Landeshauptstadt als Wohnsitz

des Gottes entspricht der Stelle des Himmels, wo der Gott seinen Sitz hat und führt denselben Namen. Die babylonischen Städte, welche Sitze der großen Götterkulte sind, finden sich ebenso wie ihre großen Tempel am Himmel wieder, der irdische und der kosmische Ort sind Spiegelbilder, Verkörperungen desselben kosmischen Begriffes. So giebt es am Himmel ein Babylon, ein Eridu, die großen Tempel führen ihren Namen von dem kosmischen Orte oder Begriffe, den sie auf Erden darstellen: Sagila als Tempel Marduks in Babylon, der „Länderberg“ als der Bels. Am Himmel giebt es einen Euphrat und Tigris, eine Unterwelt, einen Ozean und ein Luftreich, wie es dort oben ein Festland giebt, das zwischen diesen beiden liegt.

Die Einteilung erfolgt nach verschiedenen Schemen, deren jedes einen bestimmten Einteilungsgrundsatz in den Vordergrund stellt, ohne dabei aber die übrigen zu verwerfen. Wenn man sich als Sitz der Pflege einer bestimmten Theorie je einen der großen Tempel in demselben Sinne vorstellt, wie die griechische Philosophie ihre einzelnen Schulen hatte, oder wie etwa bei uns eine Universität die theoretische Wissenschaft pflegt, so muß man sich bei dem Streben nach Harmonie und bei dem ganzen Charakter der orientalischen, sich leicht in kabbalistische Deuteleien verlierenden Lust am Spielen mit Worten und Gedanken, vorstellen, daß auch das von einem bestimmten Tempel bevorzugte Einteilungssystem diejenigen Gesichtspunkte in den Vordergrund rückte, welche dem Wesen seines Gottes entsprachen. Dabei werden die Rechte der andern nicht geleugnet, im Gegenteil ist es die Aufgabe des Systems, seine Berechtigung dadurch nachzuweisen, daß es sich auch den übrigen einfügt, wie der Gott seiner Pflegestätte zur Erhaltung des Gleichgewichts im Weltenall nötig ist. Kein System oder keine Einteilungsmethode will für sich allein bestehen, sie beweist im Gegenteil die Berechtigung aller durch den Nachweis, wie man von einem zum andern gelangt und wie alles zu einem harmonischen Ganzen ineinander greift wie das Räderwerk einer Maschine.

Es wird anzunehmen sein, daß dieses kunstvolle System nicht das Erzeugnis eines Kopfes und einer Pflegestätte ist, es wird wie jede Weltanschauung und Kultur, die für größere Gebiete gilt, geschichtlich geworden und aus dem Widerstreite verschiedener Kulturen und den Bestrebungen sich bekämpfender oder unterstützender Kultstätten allmählich hervorgegangen sein. Dieses Werden haben wir hier nicht zu verfolgen, können es auch mangels aller Anhaltspunkte nicht. Wir haben nicht die einzelnen Strömungen und Meinungs-

verschiedenheiten, sondern im Gegenteil das Gemeinsame, die Weltanschauung als Ganzes zu betrachten. Zweifellos hat sie sich in den Köpfen der Denker des alten Orients nicht weniger verschieden dargestellt und ist auch dort nicht weniger der Gegenstand von Angriffen und Weiterbildungsversuchen von tiefer gehenden Forschern gewesen — der Orient hat in seiner Entwickelung ebensowenig je still gestanden, als irgend ein Volk und als Gewordenes je aufhören kann, dem Naturgesetz des Werdens und Vergehens zu gehorchen — darüber werden wir aber kaum jemals näheres feststellen können, können es zum mindesten mit unseren Mitteln noch nicht.

Am besten veranschaulicht sich vielleicht das Wesen dieser Weltanschauung durch die Zahlentheorie, die es aufgestellt hat, und die uns aus ihr in derselben Weise entgegentritt, wie sie die pythagoräische Lehre — in allem ein Kind des Orients — herübergenommen hat. Nicht zum wenigsten daraus ist wohl auch gerade die Betonung der Zahlenlehre in der Überlieferung über Pythagoras zu erklären, weniger daraus, daß diese Sekte — diese Organisationsform ist wieder orientalisch — die Zahlentheorie allein ausgebildet hätte.

Die Zahl ist ebenso wie jede Erscheinung der stofflichen und geistigen Welt Ausfluß göttlichen Wirkens, auch in ihr offenbart sich das Walten der Gottheit, sie ist deshalb auch vom Himmel vorgeschrieben und von dort auf die Erde übertragen. Im Gegensatz zu unserer modernen, noch weit von der Entwickelung einer abgeschlossenenen Weltanschauung entfernten Wissenschaft, sieht man auch hieraus wieder, wie der alte Babylonier nicht zahllose auseinander drängende oder neben einander herlaufende Wissenschaften kennt, sondern wie er alles aus einer Wurzel ableitet. Die Zahlenlehre, die Mathematik, ist ebenfalls ein Teil der am Himmel offenbarten Wissenschaft, deren Kenntnis die Menschheit der vom Gotte ihr gewordenen Überlieferung verdankt. Nicht *Forschung*, sondern Erhaltung, oder höchstens Wiedererringung des etwa verloren gegangenen oder durch die Überlieferung getrübten, ältesten Wissens ist Aufgabe der Wissenschaft, denn der Höhepunkt menschlicher Vollkommenheit und menschlichen Wissens war naturgemäß die Offenbarung der Wissenschaften durch den Gott — Thot der Ägypter, welcher dem babylonischen Nebo entspricht.

Allgemein bekannt und teilweise noch lebendig ist der Glaube an die „Heiligkeit“ gewisser Zahlen. Namentlich die Drei und Sieben, auch die Dreizehn haben ihre Bedeutung noch immer im Volksbewußtsein in einer Weise bewahrt, daß sich niemand ihr

ganz entziehen kann. Es ist aber falsch, daraus eine Bevorzugung gerade dieser Zahlen oder eine irgendwie mystische oder aus natürlichen Voraussetzungen durch Gewohnheit gewordene Ursache zu folgern. Es ist ein Überbleibsel der altorientalischen Lehre, welche den göttlichen Ursprung, also die Heiligkeit aller Zahlen lehrt und sie am Himmel und in der Organisation des Weltalls offenbart findet. Je nach den verschiedenen Einrichtungen eines Landes, den Bestimmungen einer Gesetzgebung, also örtlich und zeitlich verschiedenen, wird die eine oder andere Einteilungsweise bevorzugt und die betreffende Zahl spielt demnach bei dem in Betracht kommenden Volke eine besondere Rolle. An und für sich tritt also keine hervor, die Erscheinung von „heiligen“ Zahlen ist nicht aus irgend welchen „abergläubigen“ Vorstellungen zu erklären, sondern sie geht auf die altbabylonische Wissenschaft, in erster Linie die Himmelseinteilung zurück. So die Drei, deren Bedeutung wir kennen lernen werden, die Sieben, welche als Zahl der Wochentage schon ihren aus der Bewegung der Gestirne entnommenen Charakter zeigt, bei anderen Völkern (Perser, Edda, auch Rom: nundinae, und Araber) die Neun u. s. w. Immer ist der Ursprung der Anschauung also historisch als Entlehnung zu erklären, nicht aus allgemein menschlichen Anschauungen oder Gefühlsregungen.

Sobald man imstande war, wieder einen Keilschrifttext zu enträtseln, mußte man die Beobachtung machen, daß in der gebräuchlichen Schreibweise der Zahlen zwei Systeme durcheinandergingen, das sexagesimale und das Dezimalsystem, das auch wir von den Arabern übernommen haben. Die nächstliegende Annahme war, das Sexagesimalsystem den Sumerern zuzuschreiben, als dem älteren Volke und das Dezimalsystem in Übereinstimmung mit den Zahlwörtern der semitischen Sprachen für semitisch, also für später zu halten. Wir können jetzt klar genug sehen, um wenigstens zu erkennen, daß auf jeden Fall beide Systeme weiter über die Zeit hinaufreichen, die wir überhaupt als geschichtlich kennen. Der Gebrauch der dezimalen Schreib- und Rechnungsweise wird in der That jünger sein, seine Durchführung mag auch durch die Übereinstimmung mit semitischem Sprachgebrauch befördert worden sein: das ganze Wesen altbabylonischer Mathematik setzt aber die Durchführung des einen wie des andern schon in ältester Zeit voraus.

Von beiden ist übrigens das Sexagesimalsystem dasjenige, welches dem freien Rechnen ohne Zuhilfenahme der Schrift die größeren Vorteile gewährt, die Dezimalrechnung ist eine papierne

Kunst, während die andere die Vorzüge einer größeren Anzahl von Teilen giebt: 2, 3, 4, 5 und namentlich 12. Es stellt sich daher sofort als besonders geeignet dar, um das Wesen babylonischer Welterklärung, die Harmonie im großen wie im kleinen zu veranschaulichen, und es liegt im wesentlichen der babylonischen Himmelseinteilung zu Grunde, von der es abgeleitet wird.

Es besteht darin, die Zahl 60 als die größte Einheit in demselben Sinne zu fassen, wie es mit der Zehn im Dezimalsystem der Fall ist. Beim Schreiben mit Ziffern multipliziert je die vorhergehende Stelle wie hier mit 10 so dort mit 60. Die zunächstliegende Ziffer ist dabei die 1. An letzter Stelle bedeutet diese 1, vor 1 bis 59 erhält sie den Stellenwert sechzig, die 1 bis 59 sind also ebenda = 1 × 60 bis 59 × 60, die Stelle vor diesen würde den Lautwert von 60 × 60 × 60 haben, nur daß diese praktisch kaum noch vorkommt, denn da 60 × 60 — geschrieben als 1 vor folgenden 1 bis 59 — bereits 3600 ist, führt eine dieser 3600 vorgesetzte 59 schon zu Zahlen, welche in einem praktischen Gebrauche kaum vorkamen, also höchstens Rechenkunststückchen dargestellt haben würden. Die 60 führt als solche Rechnungseinheit den Namen schuschu (gräzisiert Sossos), die 3600 schar (Saros). Das Hineinspielen des Dezimalsystems hat dabei zur Einführung einer Zwischenstufe, dem ner (Neros) von 600 = 60 × 10 geführt.

Die beiden Grundzahlen des Sexagesimalsystems*) sind neben der 1 die 5 und 12. Sie treten uns als solche in der Zeiteinteilung entgegen, die wiederum auf der Einteilung des Himmels beruht. Denn da die Zeiten durch den Umlauf der Gestirne bestimmt werden, so sind sie auch am Himmel vorgezeichnet und Ergebnisse des göttlichen Waltens. Bei dieser Ableitung wird aber die Zeit- zu einer Raumeinteilung, denn die Längenmaße werden ebenfalls von den entsprechenden Wegen der Gestirne abgeleitet und sind bei Zugrundelegung der gleichen Einheiten ein Spiegelbild der Zeiteinteilung.

So zerfällt der Weg der Sonne in 12 Abteilungen, die 12 Tierkreisbilder, in deren jedem die Sonne einen Monat lang steht, so daß das Jahr 12 Monate hat. Der Jahresumlauf der Sonne ist ein Kreislauf, ebenso der scheinbare Tagesumlauf. Dieser ist also ein Spiegelbild des Jahres und wird dementsprechend in 12 Unter-

---

*) Es liegt zu Grunde unserem Dutzend, der Einteilung eines ehemaligen deutschen Groschens in 12 Pfennige (englisch 1 shilling zu 12 pence), dem Schock zu 60 Stück, aus dem die Mandel zu 15 Stück sich als der vierte Teil ergiebt (15 die Hälfte des 30tägigen Monats, Idus s. unten S. 21).

abteilungen geteilt, kaspu genannt, also einer Doppelstunde entsprechend. Die Doppelstunde hat sich erhalten in der Einteilung des Kreises, welchen das Zifferblatt unserer Uhr darstellt, in 12 Abteilungen, die also ursprünglich Doppelstunden bedeuten, nicht unsere einfachen Stunden. Diese 12 Teile zerfallen wieder jeder in 5 — die andere Grundzahl — Doppelminuten. Diese sind als himmlisches Maß gegeben durch die überlieferte Beobachtung der Babylonier, daß die Sonne die Zeit von 2 Minuten oder den 30. Teil einer Stunde zur Zeit der Tagesgleiche brauche, um ihren eigenen Durchmesser am Himmel zurückzulegen. Der Sonnendurchmesser beträgt also $^1/_{30}$ Stunde = $^1/_{60}$ kaspu. Damit sind beide Längenmaße gegeben, als solches ist die kaspu in unserer geographischen Meile erhalten, die ursprünglich als Wegstrecke von 2 Stunden gedacht ist.

Die Zahlen 5 und 7 geben 12; ist die 5 als Sonnenzahl gegeben, so ist 7 die des Mondes, denn je 7 Tage dauern die 4 Viertel des Mondes. Giebt die 7 die Anzahl der Wochentage, so hat das Altertum daneben auch eine fünftägige Woche im Gebrauche gehabt. Der Name der ersteren ist Siebenheit (hebräisch schebû'a), der der andern Fünfheit (babylonisch schamuschtu). Wenn die „Heiligkeit“ der Sieben bei den Juden sich aus ihrer Bevorzugung der Sieben in ihrem Kalender erklärt, so würde für die Fünf offenbar dasselbe dort vorauszusetzen sein, wo Kalender und Gesetzgebung — beide ein und dasselbe — sich für sie entschieden.

Der Tag von 12 Doppelstunden wird durch Tag und Nacht in 2 Teile von je 6 Doppelstunden (bei Zugrundelegung der Tagesgleiche) geteilt. Für das Jahr entsprechen dem 6 Doppelmonate, deren Gebrauch noch der römische und altarabische Kalender in ihren Monatsbezeichnungen erweisen. Denn nur Januar bis Juni haben eigene Namen, sind also ursprünglich, die folgenden werden gezählt (Quinctilis bis Dezember), sind also auch der Zwölfereinteilung gegenüber jünger. Auf den Halbtag von 6 kaspu die Zwölfteilung angewendet, ergiebt sie unsere Stunde von 60 Minuten. Der Halbtag hat $12 \times 60 = 720$ solcher Minuten, wie der ganze Tag 720 Doppelminuten, die den 720 Sonnendurchmessern entsprechen, welche den Tageskreislauf der Sonne umfassen. Doppelminuten hat der Halbtag $360 = 6 \times 60$. Diese Einteilung auf den Ganztag und seinen Kreis übertragen, ergiebt 360 Teile von vier Minuten, wobei die 4 auch im Sonnenlaufe zu ihrem Rechte kommt, wie sie in den 4×7 Mondtagen gegeben ist.

Der Halbtag zerfällt in drei Teile von je 4 einfachen oder

2 Doppelstunden: Morgen, Mittag und Abend, die Nacht in drei entsprechende Nachtwachen, alle 6 geben also das Spiegelbild der Doppelmonate im Jahre. Hier tritt die 3 hervor, deren Verwendung für die einzelnen Teile Zeiträume zu 240 einfachen Minuten ergiebt, die also ein Ergebnis von 3- und 4-Teilung sind, den beiden Grundzahlen der 12.

Die 360 Teile des Ganztages mit ihrer Zugrundelegung der 4 entsprechen dem Jahresumlaufe der Sonne oder dem Jahre von 360 Tagen — wobei die übrigen 5¼ als überschüssig behandelt werden — oder 12 Monaten zu 30 Tagen. Das Jahr wird durch die 4 in die vier Vierteljahre zerlegt, deren jedes ein Viertel der Sonnenbahn ausfüllt in ihrem Hinauf- und Hinabsteigen vom tiefsten bis zum höchsten Punkte und umgekehrt. Dagegen hat die Zweiteilung des Tages in Tag und Nacht ihre Entsprechung in der Einteilung des Jahres nur in Sommer und Winter (vgl. 1. Mos. 8, 22), der Zeit der aufsteigenden (vom Winter- bis zum Sommerwendepunkt) und der absteigenden Sonne.

Das Jahr von 360 Tagen hat 72 Fünferwochen, dagegen ergeben 60 solche Wochen nur ein Jahr von 10 Monaten, dessen Gebrauch oder wenigstens theoretische Festlegung uns für den älteren römischen Kalender ausdrücklich bezeugt ist (das sogenannte Romulusjahr von 304 Tagen, wobei die 4 überschüssigen Tage dieselbe Rolle spielen, wie die 5¼ oder 6 für das 360-tägige). Ein solches Jahr kann aber nur eine Unterabteilung eines größeren Zeitraumes sein, denn wenn das Jahr durch den Sonnenumlauf gegeben sein soll, so hat das 10-monatige keinen solchen Anhalt. Ein solches Jahr würde vielmehr bei 6-maliger Wiederholung durch alle Jahreszeiten hindurch gegangen sein, mit anderen Worten in 6-maligem eigenen Verlaufe sich mit dem gewöhnlichen 12-monatigen Sonnenjahre ausgleichen, während dieses mittlerweile sich 5-mal wiederholt hätte. Mit andern Worten, 5 Sonnenjahre sind gleich 6 solcher Jahre. Wir haben hierbei folgende Erscheinungen: Aufgebung des Zusammenfalls der natürlichen Jahreszeiten, also des jährlichen Sonnenumlaufes innerhalb des Jahres, und Verzicht auf dessen Ausgleich gerade wie es bei dem reinen Mondjahre des Islam der Fall ist, wo die 12 Monate in 33 Jahren durch das ganze Sonnenjahr hindurch wandern. Das ist also diese Erscheinung auf das ganze Jahr übertragen, das nur als Teil einer größeren Einheit aufgefaßt wird. Erst innerhalb dieser wird der Ausgleich hergestellt, der durch die verschiedene Umlaufszeit von Mond und Sonne für das Jahr nötig

wird. Das führt auf Jahrescyklen oder lustra. Ferner kommt hier wieder die Einteilung nach 6 wie bei Doppelmonaten, Tag- und Nachtwachen, und zu 5 zum Vorschein, und wird gezeigt, wie beide in einander übergehen. Der Monat von $30 = 5 \times 6$ Tagen gehört dazu. Ein solches lustrum umfaßt 5 Sonnenjahre, das römische lustrum betrug 4. Die Vierteilung führt uns aber auf die 240 (S. 17), $5 \times 240 = 1200$ ist $= 4 \times 300$. Wenn die 240 — oder 243, wie es bei Rechnung der überschüssigen Bruchteile nach Analogie von $365^1/_4$ und 304 heißen würde — auch nicht als Jahreseinheit bezeugt ist, so tritt sie doch als zu dem der römischen Zeitrechnung gehörigen System gehörig hervor, denn 243 ist die Regierungszahl der römischen Könige.

Das Jahr besteht aus 72 Fünferwochen ($5 \times 72 = 360$). Das Doppeljahr hat 144 solcher Wochen, d. i. aber das Gross, das seinerseits aus 12 Dutzend besteht; also: $2 \times 72 = 12 \times 12$. Fünf Jahre von 72 Fünferwochen, also ein lustrum, besteht aus 360 solcher Einheiten, ist also ein Abbild des Sonnenjahres und so gehen die Beziehungen weiter.

In gleicher Weise kann mit 8 und 9 eingeteilt werden, wie es die Einrichtung von nundinae — neun- oder achttägigen Wochen — bei den Römern erweist. Die 720 Doppelminuten, welche den Tagesumlauf der Sonne darstellen, mit 8 oder die 360 vierminutigen Teile mit 4 geteilt, geben 90, den Quadranten des Himmelsbogens, oder das Viertel der Erde, der „vier Weltgegenden" (babylonisch kibrat irbitti), deren jede wieder zwei Unterteile hat. Es sind ferner 2×360 und $3 \times 240 = 720$. Man hat sich vorzustellen, daß die vernachlässigten überschüssigen Tage des wirklichen Sonnenumlaufes stets in den entsprechenden Cyklen oder Lustren ausgeglichen werden, also in diesem Falle in einem 8- oder 9-jährigen. Die altarabische Rechnung, die sich auch sonst mit der altrömischen deckt (S. 16) zeigt auch die Spuren der Nundinen-Rechnung. Hierher gehören Mondmonate von $3 \times 9 = 27$ Tagen (Dauer des siderischen Monats, der wirklichen Umlaufszeit des Mondes bis zur selben Stelle des Himmels). Ihre Spuren kann man im griechischen Kalender nachweisen, der dementsprechend auch (Homer) nur drei Jahreszeiten kennt, wozu man die zu besprechende Dreiteilung des Tierkreises vergleiche.

Diese Beispiele dürften genügen, um das Wesen dieses Systems nachzuweisen, welches bezweckte, dieselben Gesetze und Kräfte überall wirksam zu erweisen. Besonders ist dabei zu beachten, wie im Umlauf von Sonne und Mond, der beiden regierenden Gestirne, die-

selben Einteilungen nachgewiesen werden; die 2 in den beiden Hälften der Laufbahn, oder die 4 in ihren vier Vierteln sind hier die Vermittler. Einen Ausgangspunkt, ein Früher oder Später kann man dabei nicht unterscheiden. Das Ganze und seine Einzelheiten lassen sich etwa mit einer Kreislinie vergleichen, von deren jedem Punkte man zu allen übrigen kommt, oder mit den Maschen eines Netzes, von denen dasselbe gilt.

Die Zahl, die hier als Ausfluß göttlicher oder himmlischer Kraft gilt, tritt in ihrer Beziehung zur Gottheit noch deutlicher hervor, sobald das Gebiet der Rechnung verlassen wird und die praktischeren Anwendungen des Kultes und der in das tägliche Leben eingreifenden religiösen Bestimmungen, der Festordnungen, in Frage kommen. Denn die Feste sind bestimmten Göttern nicht nach Willkür zugeeignet, sondern sie gehören ihnen in demselben Sinne, wie wir in dem astronomischen Texte (S. 10) verschiedene göttliche Gewalt im Planeten Juppiter sich offenbaren sahen, weil an diesem Tage oder in diesen Zeiten eben die betreffende göttliche Gewalt regiert. Diese Einteilung steht selbstverständlich in demselben kunstvollen Verhältnisse, wie die Kalender- und Himmelseinteilung und ist dementsprechend im praktischen Gebrauche verschieden.

Es ist bekannt, daß die Tage der Woche den sieben Hauptgestirnen heilig sind, wie die lateinische und französische-englische Bezeichnung noch deutlich erkennen lassen: dies solis, lunae, Martis, Mercurii, Jovis, Veneris, Saturni. Das sind Sonne und Mond nebst den fünf großen, den Alten bekannten Planeten. Die Einteilung ist die nach 7, also die bei Juden und Römern gebräuchliche. Sie unterscheidet die beiden großen Gestirne und die fünf Planeten.

Für die Fünferwoche würde man zunächst annehmen wollen, daß nur die letzteren genommen wurden, so daß Sonne und Mond als Regenten von Jahr und Monaten blieben. Indessen ist das nicht der Fall, vielmehr sind dabei Sonne, Mond, Venus, Juppiter und Merkur, mit Ausscheidung von Mars und Saturn, die benennenden Gestirne oder Gottheiten gewesen. Dabei ist dann nicht in 2 + 5, sondern in 3 + 2 zu teilen, denn Venus tritt hier als gleichberechtigt neben die beiden großen.

Das ist zunächst auffällig, hört es aber auf zu sein, wenn man sich der Bedeutung erinnert, welche die vier Viertel für Mond und Sonnenlauf haben. Als innerer, der Sonne näher als die Erde stehender Planet zeigt die Venus dieselben Erscheinungen wie der Mond, und daß diese Thatsache den Babyloniern bekannt ge-

wesen sein muß, ist nach der ganzen Art, wie die Venus in der Mythologie behandelt wird, zweifellos. Muß doch sogar angenommen werden, daß sie die 4 Monde des Juppiter gekannt haben, eine Erscheinung, die viel schwerer zu beobachten ist. In der Venus offenbart sich hiernach nicht eine einfache göttliche Kraft, sondern eine, die ebenso wie die von Mond und Sonne in vierfacher oder je nachdem zweifacher (zu- und abnehmender) Gestalt sich äußert. Die Venus ist also kein einfacher Planet, sondern ein großes Gestirn wie die beiden andern. Vom Merkur müßte dasselbe gelten, die Beobachtung von dessen Phasen ist bei seiner Sonnennähe aber ohne gute Instrumente nicht möglich.

Die vier Phasen der Sonne, welche Frühling, Sommer, Herbst, Winter entsprechen, zeigen den Sonnengott oder die göttliche Macht überhaupt in vier Erscheinungs- oder Wirkungsformen. In derselben zeigt er sich — man vergleiche wieder die astronomische Tafel — in den vier übrigen Planeten in der Reihenfolge Juppiter, Mars, Merkur, Saturn, welche sonach ebenfalls den vier Jahreszeiten entsprechen. Das ergiebt für die Siebenteilung neben dem Schema 2 + 5 ein anderes von 3 + 4, wobei die drei großen Gottheiten Sonne, Mond und Venusgestirn in ihren vier Vierteln sich in den vier Planeten wiederholen.

Für die Fünfteilung ergiebt sich dasselbe, indem die großen Gestirne oder ihre Gottheiten nur in ihren beiden Hauptphasen betrachtet werden, und dementsprechend das Jahr nur zwei Hälften hat. Dabei werden zwei der Planeten überflüssig, der des Sommers und der des Winters, also Mars und Saturn. Diese sind deshalb die beiden Unglücksplaneten, in derselben Weise, wie das für Schaltmonate eingeschaltete dreizehnte Tierkreiszeichen gegenüber den 12 anderen als unheilvoll erscheint. (Es ist das des Raben, des Unglücksvogels).

Die Verteilung der sieben Gottheiten auf die Tage liegt in unserem Worte vor, für die Fünferwoche oder chamuschtu können wir daher ohne weiteres ein gleiches voraussetzen. Die Sechsteilung haben wir vor der Hand nur für die Einteilung des Jahres in Doppelmonate und die des Tages bezeugt. Daß auch eine Sechserwoche zu diesem System gehört, ist nach dem Wesen der Systeme dabei selbstverständlich. Diese würde die drei großen Gottheiten und nur drei der Planeten berücksichtigen, also einen ausschalten. Das ist der Saturn, der Winterplanet, der daher von den beiden unheilvollen als der schlimmste gilt. Hierbei entsteht dann aber

die Schwierigkeit, wie nunmehr zu verteilen ist. Es sind vermutlich zwei Wege eingeschlagen worden. Einmal ist man in Anlehnung an die Sieben-(und Vier-)Teilung dazu gekommen, in zwei Viertel und eine Hälfte zu teilen, so daß also die zunehmenden großen Gestirne und damit die erste Hälfte des Jahres ihre Einteilung und ihre Gottheiten behielten, die abnehmende Hälfte aber wie bei der Fünfteilung als eins erschien, das also nur einer Gottheit oder einer Phase verblieb. Das Jahr zerfiel also danach in Frühling (Juppiter), Sommer (Mars) zu je drei Monaten und Herbst oder Winter (Merkur) zu 6 Monaten. Für das Jahr selbst ist eine solche Einteilung bis jetzt praktisch nicht belegbar. Sie geht aber hervor aus der Monatseinteilung, wie sie die Römer haben, diese teilt die erste Hälfte des Monats in zwei kleine Teile (Kalendae, Nonae), die zweite Hälfte (von den Idus an) behandelt sie als eins. Auch die Unterscheidung in unserem astronomischen Texte erklärt sich daraus, denn sie verfolgt den Planeten (Juppiter) nur bis zu seinem Culminationspunkte, kennt also für die erste Hälfte seiner Sichtbarkeit zwei, für die zweite nur eine Eigenschaft.

Die andere Einteilungsweise wäre die regelmäßige, wonach die drei Planeten jeder vier Monate oder zwei Doppelmonate — also Teilung zu 4 oder 2 — erhielten, so daß ihre Dreiheit sich mit der der großen deckt; 3 und 4 kommen dabei auf andere Weise zu ihrem Rechte als bei der anderen Einteilung. Diese Einteilung würde auf die vier Viertel der Sonnenbahn verzichten müssen und dann der Symmetrie wegen für den Mond und Monat gleichfalls. Der Grundsatz würde also ein rein rechnerischer, die äußeren natürlichen Erscheinungen außer Acht lassender sein. Wir haben bereits gesehen (S. 18), daß die altgriechische, homerische Einteilung des Jahres in drei Jahreszeiten zu diesem Schema gehört, griechisch ist auch die Einteilung des Monats in drei Drittel, wie sie in der Datierungsweise gebräuchlich ist. Wir werden daher hieraus auch wohl die dem Wortlaute nach vorläufig noch zweideutige Angabe des babylonischen Schöpfungsmythus zu erklären haben. Danach wurden die 12 Monate, also auch die 12 Tierkreisbilder, durch Sterne mit drei geteilt. Das soll hiernach wohl nicht heißen: (in vier Teile) zu je 3 Monaten, sondern in 3 große Teile (jeder zu 4 Monaten).

Das ist ein Verfahren, welches wie gesagt die natürlichen Phasen der großen Gestirne außer acht läßt, gegenüber der Vier betont es die Drei, ohne erstere jedoch ganz zu vernachlässigen. Eigentümlich ist der Dreiteilung, was religionsgeschichtlich vielleicht bedeutungs-

voll ist, daß bei ihr ein Schwanken in Bezug auf den dritten Teil oder den dritten Einteilungsfaktor eintritt.

Sonne, Mond und Venus sind die regierenden Gestirne nach der Auffassung, welche die Dreiheit betont, Sonne und Mond nach der, welche die zwei den übrigen Planeten entgegenstellt. Die Vorstellung, welche der ganzen Aufstellung zu Grunde liegt, kann man eigentlich kaum noch als polytheistisch bezeichnen. Das ist die Form des Kultes, nicht aber die Lehre. Diese hat in ihren Gleichsetzungen vielmehr die Grundvorstellung der einen großen göttlichen Macht, welche sich in allen den verschiedenen Erscheinungen des Weltalls nur offenbart. In wie weit dabei esoterische Lehren mit dem Volksbewußtsein in Widerspruch gestanden oder sich von diesem entfernt haben, das zu untersuchen ist hier nicht die Aufgabe. Dieser Zwiespalt hat wohl zu allen Zeiten und unter der Herrschaft aller Kulturen bestanden. Ein Beispiel, wie aber diese Grundidee dem Volke — oder doch seinen höheren Klassen — eingeimpft wurde, bieten die Eigennamen der Babylonier und Assyrer, nach deren Muster auch die der anderen stammverwandten Völker gebildet sind. Es giebt eine große Anzahl davon, welche aus zwei Gottesnamen bestehen, wie Schamschi-Adad, Bir-Ramman, Adad-Ramman, ferner Namen, welche aus einer Verwandschaftsbezeichnung und einem Gottesnamen bestehen, wie Absalom (eigentlich Abi-Schalem), Achi-ja, Achihud neben Abi-hud, Achi-baal, Em-Aschtoret u. s. w. Die ersteren setzen beide Götter gleich, die anderen wollen nicht etwa ausdrücken: mein Vater, Bruder, Mutter ist der betreffende Gott, sondern sie verstehen unter Vater, Bruder u. s. w. die bestimmte Gestalt des Pantheons, der Götterfamilie, welche diese Rolle spielt, im Sinne von Vater Zeus, Mutter Hera u. s. w. Solche Namensbildungen drücken aber in ihren verschiedenen Bildungen nichts anderes aus, als daß der Name, d. h. die einzelne Erscheinungsform, die angenommene Gestalt, wohl verschieden ist, daß aber die offenbarte Macht dieselbe bleibt. Man kann wohl darüber streiten, wo sich diese Macht in ihrer stärksten Form offenbart, sie ist aber immer im Grunde dieselbe.

Freilich die Form bleibt verschieden, und deren Bedeutung für den Menschen ist groß. Trotz aller Vergeistigung der Lehre hängt daher das praktische Leben sehr an der im Stoff geoffenbarten Form. So verehrt man an den verschiedenen Tempeln je eine Form der

Gottheit, den Mond, die Sonne als Ganzes oder in einer ihrer vier Phasen, dementsprechend einen der Planeten u. s. w. Überall aber ist das Bestreben der Lehre, den eigenenen Gott zwar in den Vordergrund zu stellen, ihn als den höchsten hinzustellen, aber doch immer nachzuweisen, daß er mit allen anderen identisch sei.

Die Macht eines Gottes äußert sich in der Machtstellung seiner Verehrungsstätte; wo der mächtigste König seinen Sitz hat, dort wohnt auch der mächtigste Gott — oder geistig gesprochen, die mächtigste Offenbarungsform der Gottheit. Im Laufe der Jahrtausende hat die politische Macht der einzelnen Städte und Staaten häufig gewechselt. Von allen hat für uns eine die Anerkennung als Mittelpunkt der alten Kulturwelt bewahrt: Babylon, so daß wir das Land und die Kultur, ganz im Einklang mit den zwei letzten Jahrtausenden der vorderasiatischen Geschichte als babylonisch bezeichnen. Babylon ist der Sitz des Gottes Marduk, der sich in der Frühjahrssonne und dem Planeten Juppiter offenbart. Dem Babylonier ist er der Demiurgos, der Weltenschöpfer, welcher aus dem Kampfe mit den feindlichen Urgewalten durch die Besiegung des Ungeheuers Tiamat die Welt geschaffen hat und nun alljährlich — das Jahr als Spiegelbild der Ewigkeit — durch Besiegung der winterlichen Gewalten zu neuem Leben erweckt, indem er aus der Unterwelt — dem Bereiche der Wintersonne — wieder emportaucht. Der babylonische Schöpfungsmythus, von dem uns Teile erhalten sind, feiert ihn in dieser Rolle. Dieser Marduk wird aber von der babylonischen Lehre so ziemlich mit allen anderen Gottheiten gleichgesetzt. Dieselbe Erscheinung findet sich dann in den übrigen Spekulationen über das Wesen namentlich der nicht mehr einzelne Erscheinungen, sondern größere kosmische Begriffe, wie Luftreich, Wasserreich (Weltenmeer, Ozean) ausdrückenden Gottheiten. Denn auch diese müssen sich selbstverständlich dem System einfügen.

Das Welt- und Himmelsbild muß in allem dieselben Parallelerscheinungen zeigen, den irdischen Ländern und Gewässern müssen auch himmlische entsprechen, die Vorstellungen, die von dem einen abgeleitet sind, werden auf das andere übertragen, auch wiederholt sich dasselbe Bild in der Entwicklung der Zeiten, welche die Gestalten des Raumes zeigen.

Das nächstliegende für die menschliche Betrachtung ist das Erdreich selbst, es muß für die naive Anschauung den Mittelpunkt eines Welten- oder Erdenbildes darstellen, wie für den Menschen sein Selbst immer wieder zum Mittelpunkt seiner ganzen Weltbetrachtung wird.

Was die irdische oder untere Welt, das muß auch die himmlische oder obere zeigen: besteht diese aus Luft, Erde und Wasser, so muß dasselbe auch mit der himmlischen Welt der Fall sein, in welcher die Götter in den Sternen leben und wirken. Die Erde zerfällt danach also in drei Teile, welche von oben nach unten geordnet Luft, Erde und Wasser sind. Die Anschauung der Anordnung ist dabei genau dieselbe wie die unsrige von der Stellung der Erde im Weltenall, wie der Vergleich mit dem Himmelsbilde sogleich darthun wird. Das obere oder Luftreich erscheint nämlich kosmisch ausgerichtet mit dem Mittelpunkte des Nordpols — genau wie bei der Vorstellung der Endpunkte unserer Erdachse — unter diesem als ein Streifen in Gestalt einer Wölbung, also eines Gebirgszuges, liegt die Erde, diese ruht auf dem untersten Teile, dem Ozean. Dessen Wasser quellen daher aus der Tiefe empor, wenn man die darauf-liegende Erdschicht durchbricht.

Genau dasselbe Bild zeigt die obere Welt der Götter: der obere oder nördliche Teil ist das Luftreich, der mittlere das Erdreich und der untere das Wasserreich, der himmlische Ozean. Wie der irdische Ozean die Unterwelt darstellt, so ist der himmlische in seiner Art die Unterwelt. Identisch ist also Süden und Unterwelt auch hier wie bei unserer kosmischen Ausrichtung der Erdachse.

Der Teil der oberen Welt, welcher das himmlische Erdreich darstellt, ist naturgemäß, seinem irdischen Ebenbilde entsprechend, derjenige, in welchem sich die Götter vor allem thätig und wirkend offenbaren, der für sie ist, was die untere Erde für ihre Kinder, die Menschen. Es ist also derjenige Teil, in welchem sie in ihrer deutlichsten Offenbarung sich zeigen. Sonne, Mond und Planeten, die Offenbarer oder Dolmetscher der Götter, wie sie darum heißen, halten sich aber nur innerhalb eines bestimmten Teiles des Himmels auf. Das ist der Tierkreis, der den Weg darstellt, welchen sie auf ihrer himmlischen Wanderung durchmessen.

Der Tierkreis ist ein Gürtel von 20 Grad Breite, welcher den Äquator unter einem Winkel von $23\frac{1}{2}$ Graden schneidet. Sein nördlichster Punkt liegt also um 47 Grad von seinem südlichsten entfernt, während der Äquator die mittlere Parallellinie zwischen den Wendekreisen dieser beiden Punkte bildet. Der Kreis, welcher durch die Drehung des nördlichen Punktes entsteht, heißt nach dem entsprechenden Tierkreiszeichen Wendekreis des Krebses (höchster Standpunkt der Sonne, Sommersonnenwende), der südliche der des Steinbocks (Wintersonnenwende).

Man kann zweifelhaft sein, was die babylonische Anschauung als himmlisches Erdreich ansah: den Tierkreis allein mit seinen 20 Grad Breite, die also schräg zum Äquator die obere Welt schneiden würden, oder den von ihm bei der Drehung bestrichenen Raum, d. h. also den 47 Grad breiten Gürtel, welcher zwischen den beiden äußeren Wendekreisen liegt. Seine weitere Einteilung weist, wie wir sofort sehen werden, auf die erstere Annahme hin, obgleich dadurch der Ausdehnung des Erdreichs ein recht kleiner Raum zugestanden wird: übrigens in Übereinstimmung mit den Zeugnissen der Klassiker.

Der Tierkreis oder das himmlische Erdreich dient den großen Gestirnen oder Göttern als Weg, auf dem sie wandeln, und als ihr eigenstes Reich. Wie ein Weg durch sonst unwegsames Gebiet, so führt er als feste Masse durch den Weltenraum. Dementsprechend ist sein Name: er heißt der schupuk schamê, der Himmelsdamm, wobei unter Damm der Bedeutung des Wortes gemäß genau dasselbe zu verstehen ist, wie in unseren norddeutschen Sumpfgegenden: es ist die Aufschüttung, welche als Weg durch den Sumpf führt, ein römischer agger; Babylonien als sumpfige Niederung spricht hier aus seiner eigensten Natur heraus. Diesen „Himmelsdamm" zu regieren, also zum eigensten Herrschaftsgebiet, hat die Gottheit nach einem Schöpfungsmythus, der sich von dem mehrfach erwähnten von Babylon unterscheidet, den drei großen Gestirnen überwiesen: Sin, Schamasch und Istar: Mond, Sonne und Venus.

Die ganze Anschauung, sowie überhaupt die Grundzüge der babylonischen Götter- und Gestirnlehre sind noch in klassischer Überlieferung bei Diodor (II 30) erhalten und veranschaulichen das bisher ausgeführte in kurz zusammenfassender Weise:

„Die Chaldäer (d. i. Babylonier) lehren, daß die Welt ewig (uranfänglich) sei und weder einen Anfang gehabt, noch ein Ende nehmen werde*), sowie daß die Ordnung und Verwaltung des Ganzen nach göttlicher Vorausbestimmung getroffen sei. So geschehe auch alles, was im Himmel vorfalle, jetzt nicht zufällig und mechanisch, sondern nach bestimmter und fest beschlossener göttlicher Entscheidung. Von den Gestirnen haben sie uralte Beobachtungen angestellt und sind die besten Kenner der Bewegungen und Wirkungen eines jeden, wonach sie viel von dem zukünftig geschehenden voraussagen können. Die größte Anschaulichkeit und Kraft finden sie aber bei den fünf sogenannten Planeten, welche sie mit gemeinsamem Namen Dolmetscher (ἑρμηνεῖς) nennen ..... So nennen sie sie, weil sie im Gegensatze zu den übrigen, die

*) Denn es ist alles eine Wiederholung, eine Kreisbewegung, wie das Jahr. Nach der Vollendung der einen Umdrehung beginnt eine neue: ein neues Jahr, Zeitalter, Aeon u. s. w.

unbeweglich sind und nur eine festbestimmte Umdrehung haben (Fixsterne), allein ihren eigenen Weg gehen und so die Zukunft erkennen lassen, indem sie den Menschen die Absicht der Götter verdolmetschen. Denn durch Auf- und Untergang, sowie durch ihre Farbe verkündeten sie denen, die darauf achteten, die Zukunft..... Unter ihrem Kreislauf (d. h. als dessen Träger) aber seien 36 andere Sternbilder aufgestellt, welche sie die ratenden Götter nennen.*) Von diesen beobachteten die Hälfte die überirdischen, die andere Hälfte die unterirdischen Stätten, indem sie über das bei den Menschen und den Göttern geschehende gleichzeitig wachten. Alle 10 Tage aber werde von den obern einer der Gestirne als Bote geschickt, und ebenso umgekehrt von den untern zu den obern. Diese Bewegung sei für sie festgesetzt und in ewiger Wiederholung bestimmt. Von diesen aber seien 12 Götter die Herren, deren jedem sie einen Monat und eines der sogenannten 12 Tierkreisbilder (ζῴδια) zuschreiben. Durch diese hindurch aber vollführten Sonne, Mond und die fünf Planeten ihre Bewegung, indem die Sonne ihren Weg in einem Jahre, der Mond in einem Monat vollendete, während die fünf Planeten ihren Lauf je nach Geschwindigkeit und Zeit verschieden zurücklegten".

Der Tierkreis erscheint hier als der Weg der sieben großen Gestirne, nur daß entsprechend der auch uns von den Griechen und Römern geläufigen Vorstellung zu 2 + 5 nicht zu 3 + 4 geschieden wird, wie es in der erwähnten babylonischen Angabe geschieht. Zu der Vorstellung von den alle 10 Tage als Bote hinauf- und hinabsteigenden Sternen ist nur zu bemerken, daß, was hier von den Unterteilen der 12 Tierbilder gesagt ist, natürlich auch von diesen selbst gilt: alle Monate geht eines auf und eines unter, d. h. es wird unsichtbar, tritt in den Strahlenkreis der Sonne, wird also von diesem den Blicken entzogen und geht mit ihr auf und unter. In der Mythologie spielt dieses Senden der Boten eine Rolle. Vorausgesetzt ist bei der Einteilung in zwei Hälften natürlich die Stellung während der Tag- und Nachtgleiche.

Die Tierkreisbilder, in welche der Himmelsdamm geteilt wird, werden hier als die Beobachter des Weltalls bezeichnet, während der Ausdruck für Himmelsdamm eine feste Masse, eine Aufschüttung oder ein festgestampftes Erdreich bezeichnet. In einer aus hellenistischer Zeit herrührenden Zusammenstellung phönizischer Kosmogonie und Mythologie, welche von ihrem Verfasser, Philo aus Byblos, nach dem Gebrauche seiner Zeit einem uralten Phönizier, Sanchunjathon, zugeschrieben wird, die aber nur ein ganz spätes System bietet, heißt es von dem Tierkreis: „es entstanden verstandbegabte Tiere, welche Ζωφασημιν d. h. Beobachter des Himmels

*) D. i. eben der Tierkreis, dessen 12 Bilder wieder in je 3, also im ganzen 36 Dekane geteilt werden.

genannt wurden und in die Form eines Eies gebracht wurden“ (d. h. der Tierkreis hat diese Gestalt). Der Ausdruck Ζωφασημιν wird hier erklärt von hebräischem çophê Beobachter, Wächter und phönizisch schamín = hebräisch schamajim Himmel. Die Berührung mit der Auffassung, welche Diodor vertritt, liegt auf der Hand und ist natürlich, da beide der gleichen Zeit angehören. Die Auslegung, welche diese Zeit und gerade Philo dem Ausdruck gaben, verpflichtet uns aber nicht, sie als die einzig giltige anzusehen.

Es liegt im Wesen altorientalischer Wissenschaft, auch den sprachlichen Bezeichnungen möglichst viel Seiten abzugewinnen, in gleicher Weise, wie wir es uns am Zahlensystem veranschaulicht haben. Besonders die semitischen Sprachen gewähren bei der Art ihres Baues den Erklärungskünsten einen großen Spielraum, und da das Altertum nicht unsere Sprachwissenschaft hatte, so erklärte es mit Scharfsinn munter darauf los, indem es ihm nicht darauf ankam, ob der Anklang zufällig oder begründet war. Was uns als Wortwitz erscheinen würde, hatte in diesem Sinne gleiche Berechtigung mit dem Richtigen. Die Erklärung, welche für die çôphê semîn geben wird, hat daher keinen anderen Wert als den einer Deutung, welche unser Verfasser oder die Schule, welcher er folgte, dafür annahm. Eine andere Schule gab vielleicht statt dessen eine andere, ohne daß zu entscheiden wäre, welche die richtigere wäre. Eine andere Deutung, welche auf das Wesen des Tierkreises als festen Bodens führt, liegt aber sehr nahe, denn çaphâ heißt im Hebräischen (und danach kann es ohne weiteres auch für das Phönizische angenommen werden) auch: mit Metall überziehen, Metall hämmern, und eine Ableitung hiervon ist çephet der Knauf, d. h. die breite Wulst, die Verdickung oben an der Säule. Das führt aber auf die Vorstellung, welche noch der biblische Schöpfungsbericht von dem Tierkreis und seinem irdischen Ebenbilde — wenn auch in schon zum Teile abgeblaßter Form bewahrt hat. Es ist die „Feste“ oder das „Firmament“, welches die oberen und unteren Wasser zu trennen bestimmt ist (1. Mos. 1. 7). Der im Hebräischen dafür gebrauchte Ausdruck ist raqîʿ, d. i. eine Ableitung von der çaphâ synonymen Wurzel raqaʿ, welche „feststampfen, Metall festhämmern“ bedeutet; raqîʿ ist danach auch noch das Postament einer Statue, oder der Untersatz einer Säule, der ebenfalls eine Verdickung darstellt. Eine andere Ableitung marqaʿ hat im Phönizischen dieselbe Bedeutung.

Der Tierkreis ist also im Himmelsraum der feste Teil, auf dem sich die großen Götter aufhalten und bewegen. Ebenso wie sein

irdisches Ebenbild zerfällt er aber in drei Teile, welche ihrerseits gerade wie die Teile unseres Erdballes ein Luft=, Erd= und Wasserreich oder eine Oberwelt, Erde und Unterwelt darstellen. Auf jeden dieser drei Teile kommen dann vier Tierkreiszeichen, und zwar sind in der Zeit zwischen 3000 und 700 v. Chr. die Zeichen Stier bis Löwe die oberen, Jungfrau bis Schütze die mittleren und Steinbock bis Widder die unteren oder die der Wasserregion des Himmels. An Wassermann und Fischen kommt dieser Charakter des letzten Teiles auch äußerlich zum Ausdruck. Dabei besteht offenbar die Vorstellung, daß die irdischen und himmlischen drei Abteilungen je ineinander übergehen, so daß der obere Teil der Erde das Luftreich und der untere die Unterwelt oder das Wasserreich ihre Massen von den himmlischen empfangen. „Wenn wir das Land der Griechen (d. i. das nördlichste ihm bekannte) erobern", läßt Herodot (7, 8) Xerxes sagen, „dann wird Persien an den Äther des Zeus (d. i. das Luftreich) grenzen". Diese Vorstellung läßt sich wohl besser verstehen, wenn wir als den „Himmelsdamm" nur den wirklichen Tierkreis, nicht den ganzen Gürtel zwischen den beiden Wendekreisen ansehen (S. 25). Vielleicht erklärt sich hieraus auch die Thatsache, daß der Babylonier sein Land und damit die Erde überhaupt nicht nach den vier Hauptpunkten der Windrose (Osten u. s. w.) ausrichtet, sondern nach den halbschlächtigen Himmelsgegenden (Südost u. s. w.). Der Tierkreis schneidet eben den Äquator unter einem Winkel, steht also auch schräg im Weltensystem.

Wir müssen uns immer von neuem vergegenwärtigen, daß das, was wir als ein System oder eine Weltenanschauung ansehen, das Erzeugnis von Jahrtausenden ist, und daß historisch und lokal bestimmte Durchbildungen oder Lehren gegolten haben, die wir in dieser Hinsicht noch nicht genau unterscheiden können. So zeigt die Diodorstelle neben der Dreiteilung des Tierkreises und der Welt deutlich die Zweiteilung, sie unterscheidet also zwischen Ober= und Unterwelt für den Himmel wie für die Erde. Dem entspricht, daß sie die 5 Planeten den zwei großen Gestirnen entgegenstellt, denn diese vertreten Tag und Nacht, welche Ober= und Unterwelt, Sommer und Winter entsprechen. Das führt also zu einer Einteilung des Tierkreises zu je 6 Bildern, welche kurzweg als oberer und unterer Teil erscheinen. Als trennend zwischen beiden ist dann wohl die Erde als Scheibe gedacht.

Die drei Teile des Tierkreises und der Erde gehören den drei Göttern — deren Dreiheit wieder parallel zu den drei Regenten,

den großen Gestirnen steht — Anu, Bel, Ea. Anu als Luftgott entspricht dem „Äther des Zeus", Bel ist der „Herr der Länder", d. i. der Gott des Erdreiches und entspricht damit ebenfalls Zeus, da das Griechentum die Zweiteilung bevorzugt (bei der Dreiteilung vertritt ihn zum Teile Hephaistos). Bels Reich, also das obere und untere Erdreich erscheint als Berg und heißt der Länderberg (schad matati), weil er die Länder umfaßt. Das Wasserreich, die Unterwelt gehört Ea-Poseidon, es ist der apsu oder Ozean.

Ob die Zweiteilung den Bergcharakter des Erdreiches, der „Länder", lehrt muß dahingestellt bleiben, auf jeden Fall unterscheidet sie aber darauf zwei Bergspitzen, die den Ost- und Westpunkt darstellen, d. h. die beiden Grenzen der beiden Reiche. Bei beiden geht die Sonne auf und unter, tritt sie in die beiden Reiche ein, es sind also die Tagesgleichenpunkte. Dort wo die Zweiteilung betont wird — so im phönizisch-kanaanäischen Kulte — begegnen auch die beiden Bergspitzen. Wie sich der „Länderberg" der Dreiteilung dazu stellt, ist noch unklar, eine reinliche Scheidung zwischen beiden Anschauungen braucht auch gar nicht immer vorausgesetzt zu werden.

Der Dreiheit Anu, Bel und Ea gehört also das Weltgebäude; kosmische Begriffe, die darüber hinausgehen, sind Konstruktionen, gehören aber nicht mehr zu den Kulten und spielen in der Mythologie keine Rolle mehr. Dagegen ist, wie schon die Diodorstelle besagt, jedes der zwölf Tierkreiszeichen und damit jeder Monat einem bestimmten Gotte heilig. Die verschiedenen Kalender und Rechnungsweisen, auch die verschiedenen Jahrhunderte oder Jahrtausende haben darin naturgemäß mancherlei Abweichungen gezeigt. Ein System, das nur 6 Doppelmonate unterschied, verteilte die 6 Abteilungen an je einen Gott, die Vierteilung in vier Vierteljahre giebt die je drei Monate oder je den ersten von dreien seiner Gottheit — der des betreffenden Planeten oder der entsprechenden Sonnenphase (S. 20) u. s. w.

Eine Erscheinung ist aber bei dieser Verteilung feststehend und behauptet sich auch in einer Zeit, wo sie den bestehenden Thatsachen eigentlich widerspricht. Das babylonische Pantheon stellt nicht den Sonnengott, sondern den Mondgott an die Spitze — warum, ist noch nicht klar. Diesem gehört nun nicht der erste Monat des Jahres, sondern erst der dritte, und an vierter Stelle steht dann der Sonnengott. Eine assyrische Monatsliste, die im 7. Jahrhundert aufgezeichnet worden ist, verteilt:

Nisan (1. Monat = März-April): gehört Anu und Bel.
Ijjar gehört Ea
Sivan gehört Sin (Mond)
Tammuz gehört Ninib (der hier seine Stelle mit Schamasch, dem Sonnengott, vertauscht hat).

Das babylonische Jahr beginnt im Frühjahr, also mit der Tagesgleiche, die in der Zeit der Abfassung der Liste eben mit dem 1. Nisan zusammenfiel, nicht mit der Wintersonnenwende. Wir haben bei dieser Verteilung daher folgende Erscheinungen: 1. Es wird hier, wie oben für die Zweiteilung und den Übergang ins Griechische bemerkt, das Reich Anus und Bels als eins betrachtet (Zeus), das ist also spätere Anschauung, für den zweiten Monat folgt dann Ea. 2. Mit Sin muß ein neuer Abschnitt beginnen. Gerade für den Sivan (Mai-Juni) bietet aber der Kalender keinen natürlichen Abschnitt, die Zuerteilung des Monats an den Hauptgott des Pantheons muß daher eine geschichtliche, in früheren Verhältnissen begründete Ursache haben.

Diese Ursache ergiebt sich ohne weiteres aus einer sehr einfachen historischen Erwägung und einer anderweitigen Angabe über die Bedeutung des Monats Sivan. Die ältesten Urkunden, die wir haben, zeigen bereits eines der Kalendersysteme, die noch in spätester Zeit im Gebrauche sind. Diese Urkunden gehören der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. an, eine Zeit, die wir durchaus noch nicht als Anfangsepoche babylonischer Kultur ansehen können. Nun findet infolge der Verschiebung der Erdachse oder der Pole bekanntlich auch eine Verschiebung des Punktes der Tagesgleichen statt, welche bewirkt, daß diese in ca. 26 000 Jahren durch den ganzen Tierkreis wandern. In einem jeden der 12 Tierkreiszeichen bleibt also der Frühjahrspunkt etwas über 2000 Jahre. Die uns geläufige Aufzählung der Tierkreiszeichen, wie sie der bekannte versus memorialis enthält*), ist die des klassischen Altertums. In den Widder ist die Frühjahrssonne etwa im 8. Jahrhundert v. Chr. getreten, so daß sie jetzt eigentlich schon im Anfang der Fische steht. Es konnte den Babyloniern bei ihrer scharfen Himmelsbeobachtung natürlich nicht unbekannt bleiben, daß ihre Kalendereinrichtungen durch diese Präzession der Tagesgleichen allmählich unzutreffend werden mußten, daß also nach etwas mehr als zwei Jahrtausenden eine Verschiebung um je einen Monat

*) Sunt aries taurus gemini cancer leo virgo Libraque scorpius arcitenens caper amphora pisces (Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau; Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische).

stattfinden mußte. Da die gedachten ältesten Urkunden in eine Zeit fallen, wo der Frühjahrsanfang noch nicht lange in den Stier fiel, so muß der Anfang babylonischer Kultur oder vielmehr die Entwickelung der Götterlehre zum mindesten in der vorhergehenden Periode gesucht werden, als der Tagesgleichenpunkt noch in den Zwillingen lag. Denn damals war der dem Sivan entsprechende Monat der erste des Jahres.

Das stimmt zu einer sonst völlig unverständlichen Angabe. Noch der assyrische König Sargon (722—705 v. Chr.) bezeichnet den Sivan als den Monat, wo der Mondgott aus den Sonnenstrahlen hervortritt. Das thut der Mond nun zwar allmonatlich, gemeint ist damit aber das Zusammentreffen von Mond und Frühjahrssonne im selben Tierkreiszeichen, also der Frühjahrsmond, von dessen Erscheinen bekanntlich noch jetzt unser Osterfest — das dem babylonischen Neujahr entspricht — abhängig ist.

Der babylonische Kalender hat also historisch zum mindesten zwei große Umrechnungen durchgemacht, deren staatliche Feststellung jedesmal eine Kalenderreform bedeutet. Die letzte, welche die Umrechnung auf das Widderfrühjahr brachte, ist in Babylon vom König Nabonassar durchgeführt worden, der politisch sonst keine Bedeutung hatte. Alle astronomischen Berechnungen des Altertums, auf welche, wie erwähnt, unsere Tierkreisordnung zurückgeht, beginnen deshalb mit Nabonassars Reform ein neues Zeitalter, ein weiterer Beweis, auf welche Quellen die Astronomie zurückgeht, welche über Alexandria und die Araber auf uns gekommen ist.

Jede dieser Umrechnungen bedeutete eine neue Aera, ein völlig neues Zeitalter. Denn wenn jedes Tierkreiszeichen einem Gotte eignete, so hatte dieser auch während der Zeit die Herrschaft geführt, die Welt gelenkt. Das war in ältester Zeit Sin gewesen, das nächste Zeitalter hatte dem Sonnengott gehört. Die ältere Zeit bezeichnet deshalb derselbe Sargon von Assyrien als die Zeiten des Nannar (einer Erscheinungsform des Mondgottes).

Das ist die altbabylonische Anschauung, nach welcher der Mond an der Spitze steht und der Vater der Götter ist, in anderen Ländern hat man die Sonne als das erste von den beiden großen Gestirnen angesehen. So in Ägypten, dessen Hauptkulte die von Sonnengöttern sind. Dort würde man also eine Ordnung: Zeitalter der Sonne als erstes und des Mondes als zweites vorauszusetzen haben. Die ägyptische und babylonische Kultur sind, soweit sie uns hier angehen, nicht von einander zu trennen, ebensowenig wie die

zweier moderner Kulturstaaten. Eine ältere Astronomie in dem einen von beiden ist undenkbar; daß Babylonien das Heimatland sein muß, sahen wir bereits (S. 6). Nun ist in Ägypten eine Lehre wenn nicht entwickelt, so doch in späterer Zeit betont worden, welche in der That die Sonne in den Vordergrund schiebt. Nach der altbabylonischen Sivan-Rechnung fällt der nächste Monat, also der, wo die Sonne im Krebse steht, auf den Sonnengott. Die spätere ägyptische Rechnung — wie sie z. B. in dem berühmten Tierkreise von Dendera dargestellt wird — verlegt deshalb den Anfang der Weltrechnung in ein künstlich konstruiertes Zeitalter des Krebses, also die Zeit vor etwa 5000 v. Chr., wo der Frühjahrspunkt im Krebse lag.

An Ägypten (Alexandria) hat die römische Zeitrechnung angeknüpft*), und von den Römern haben wir die unsrige. Das ist der Grund, warum in der Reihe unserer Wochentage der Sonntag vor dem Montag steht, während die babylonische Aufzählung der Gestirne stets den Mond vor die Sonne setzt.

Es ist bekannt, daß die griechisch-römische Anschauung das Zeitalter Saturns (Kronos) vor das ihrer Gegenwart, welche Zeus regiert, setzt. Der Planet Saturn ist der Planet der Wintersonne (S. 20). In der oben angeführten Diodorstelle, welche die späteste Anschauung wiedergiebt, heißt es noch, daß die Babylonier den Planeten Saturn besonders als den der Sonne angesehen und ihn so genannt hätten. Dasselbe könnte, wie wir wissen, von jedem anderen der vier Planeten gesagt werden, denn auch Merkur, Mars und Juppiter vertreten je ihre Sonnenphase und stellen je nach ihrer Stellung am Himmel ebenfalls den Sonnengott überhaupt dar, wie wir aus der astronomischen Tafel folgerten. So wird auch Mars als Sonnengott bezeichnet und von Juppiter-Marduk ist es selbstverständlich, da er ja das Sonnenjahr beginnt und überhaupt alle Götter in sich faßt (S. 23). Eine Kalender- und Himmelsordnung, welche den Saturn, die Wintersonne, betonte und welche den Sonnenlauf nicht mit der Frühjahrssonne, also in der Tagesgleiche, beim Verlassen der Wasserregion, beginnen ließ, sondern in der Wintersonne bei der Sonnenwende, also wenn sie anfängt wieder aufzusteigen, mußte auch das Jahr mit dem Winter statt mit dem Frühjahr be-

---

*) Man lese über die Betonung der Sonne als Urwesen aller Götter (im Sinne von S. 22) und über das Krebszeitalter Macrobius' Saturnalien nach, wo die ägyptische Lehre wiedergegeben wird.

ginnen. Das thut demgemäß auch der römische Kalender und diese Anschauung liegt bekanntlich unserem Weihnachten zu Grunde.

Wenn weiter eine Ordnung Sonntag, Montag, statt umgekehrt durch die Verschiebung der Sonne eingeführt wurde, so mußte durch die Erhebung Saturns zur herrschenden Gottheit der Saturnstag, der Sonnabend, der heilige Tag werden. Die hebräische Ordnung, welche erst dem letzten Zeitalter angehört, feiert ihn, die weitere Folgerung hat der muhammedanische Kalender gezogen, indem er den Sabbat zwar an letzter Stelle, wie von Römern und Juden übernommen, stehen läßt, ihn aber praktisch doch dadurch an die Spitze stellt, daß er den Freitag zum Feiertag, also zum natürlichen Wochenschluß macht. Der christliche Sonntag stellt demgegenüber — als erster Tag der Woche gedacht — die ältere Stufe dar.

Die Anschauung von der verschiedenen göttlichen Kraft der Planeten je nach ihrer Stellung (S. 10) erklärt eine weitere Erscheinung, welche der Bestimmung der babylonischen Planetennamen große Schwierigkeiten bereitet hat. In den verschiedenen Zeiten sind nämlich die einzelnen Namen für verschiedene Planeten verwandt worden, diese haben also die Namen getauscht. Daß das mit den Spekulationen über die Zeitalter zusammengehangen hat, ergiebt sich jetzt für uns von selbst, und die Bedenken gegen eine solche Annahme fallen weg, wenn man sich eben vergegenwärtigt, daß nicht der Planet die Gottheit ist, sondern daß die Gottheit in ihm sich je nach seiner Stellung im Weltall offenbart. Denn ebenso wie der Juppiter für bestimmte Zeiten der Gegenwart Merkur werden kann, so kann sich in ihm die betreffende göttliche Kraft auch offenbaren, wenn man ihn von einem anderen Lande aus beobachtet, oder wie im kurzen Zeitraum so für den langen, also in einem anderen Zeitalter.

Solche Vertauschungen und damit andere Verteilungen der Planetennamen, sowie eine andere Reihenfolge in der Aufzählung sind mehrfach bezeugt. Gehen wir von der bereits besprochenen aus, welche der babylonischen Einteilung des Jahres und der Rechnung von 3 + 4 entspricht. Die natürliche Reihenfolge ist dann: Mond, Sonne, Venus; Juppiter, Mars, Merkur, Saturn. Hiervon ist die Venus, wie wir noch sehen werden, die weibliche Gottheit. Als solche tritt sie an das Ende, gleichviel ob sie zu den drei großen gerechnet wird oder bei der Einteilung 2 + 5 als Planet gilt. An letzter Stelle begegnet sie daher in der Aufzählung der Wochentage, insofern der Tag Saturns jetzt an der Spitze steht, ebendort zeigt sie eine assyrische Darstellung der sieben Gottheiten in den

Felsenskulpturen von Malathia und andere Fälle. Über die Umstellung von Mond und Sonne ist bereits gesprochen, es bleiben also noch die vier Planeten. Unsere Reihenfolge zeigt sie der babylonischen im Frühjahr beginnenden Jahresrechnung entsprechend. Das Jahr kann also ebenso gut an jedem andern der 4 Hauptpunkte der Sonnenbahn begonnen werden, wie wir es ja im Winter beginnen (S. 32). So ist eine andere Rechnung des Orients diejenige, welche den Herbstpunkt als Neujahr nimmt. Es ist die in Kanaan verbreitete, welche darum auch das Volk Juda vor dem babylonischen Exil gehabt hat, und die das Judentum noch jetzt mit seiner Unterscheidung eines kirchlichen gegenüber dem bürgerlichen (königlichen d. h. durch das neue babylonische Gesetz vorgeschriebenen) Neujahr erhalten hat. Das ergiebt folgende Entsprechung der Planeten und damit die betreffende Umwertung der Gottheiten und Kräfte*):

Juppiter=Marduk=Gudbir	Merkur
Mars=Ninib=Kaiwan	Saturn
Merkur=Nebo=Dunghaduddu	Juppiter
Saturn=Nergal=Zalbatanu	Mars.

Die sich hieraus ergebende Umnennung der Planeten Juppiter, Merkur u. s. w. ist die in der späteren Zeit gebräuchliche.

Es ist dem Altertum nicht unbekannt geblieben, daß die Entfernung der Planeten von der — als Mittelpunkt des Systems angenommenen — Erde verschieden groß ist. Wenngleich der Tierkreis die eine Bahn ist, auf der sie sich bewegen, so zerfällt diese doch wieder in verschiedene Stufen. In wie weit dabei eine andere Anschauung hineinspielt, ist hier nicht unsere Aufgabe zu untersuchen, es genügt, daß die sieben großen Gestirne sich in sieben verschiedenen Entfernungen um die Erde bewegen, den sieben Sphären (Kugeln), welche die Erde umgeben (also dem Tierkreis entsprechen). Der Himmel der Sieben hat also sieben Stufen oder Abteilungen und was die obere Welt hat, hat auch die untere. Es giebt demnach sieben Himmel und sieben Höllen oder Höllenstufen. Die Vorstellung ist bis auf unsere Tage sprichwörtlich, die sieben Höllenstufen malt noch Dante aus. Über der siebenten ist der Himmel Anus (S. 29) oder nach der späteren Auffassung der Himmel der Fixsterne.

Die verschiedenen Zahlensysteme haben hierin zweifellos auch jedes seine eigene Rechnungsweise zur Anwendung gebracht, indem

---

*) Der zweite ist der babylonische Name der betreffenden Gottheit, der dritte der Name des Planeten.

sie einzelne Teile trennten oder zusammenfaßten. Statt der sieben Himmel hat man auch drei unterschieden, — eine Anschauung, die sich z. B. in der Redewendung 2. Kor. 12, 2 wiederspiegelt, vgl. S. 29.

Eine babylonische Planetenliste zählt die Planeten in folgender Reihe auf:

Mond (an erster Stelle! S. 29!)
Sonne
Dunghaduddu (Merkur resp. Juppiter)
Dilbat (Venus)
Kaiwan (Mars resp. Saturn)
Gudbir (Juppiter resp. Merkur)
Zalbatanu (Saturn resp. Mars).

Welche Spekulation über das Weltsystem dieser Anordnung — die übrigens Venus als Planeten ansieht, also dem Schema 2 + 5 folgt — zu Grunde liegt, ist schwierig*); welcher Art aber solche Spekulationen waren, zeigt die für die Reihenfolge unserer Wochentage ausdrücklich überlieferte. Diese geht aus von der Reihenfolge der sieben Himmel, welche aus der Zeit des Umlaufes ihrer Planeten gefolgert war, und welche bekanntlich nur den einen Fehler zeigte, daß sie die Erde als Mittelpunkt annahm und daher die Sonne an deren Stelle setzte: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Juppiter, Saturn. Da man von der Rechnung eines Saturn-Zeitalters (S. 32) ausging, so wurde der erste Tag, der Sonnabend, diesem gegeben (Saturni dies, Saturday). Ferner gab man — wieder das Kleine ein Abbild des Großen — jedem Planeten je eine Stunde: also dem Saturn die erste des Sonnabend, Juppiter die zweite u. s. w., indem man nach Durchlaufen der sieben wieder von vorn begann. (Die achte also wieder Saturn.) Dann fällt die 25. Stunde, also die erste des zweiten Tages auf den Sonntag u. s. w.

Die Planeten sind die wichtigsten Verkünder des göttlichen Willens, sie sind es aber nicht allein. Vor allem offenbart sich ja in jedem Tierkreiszeichen — also in Fixsternen — wieder je eine göttliche Macht, und wie dasselbe in allen Teilen des Weltgebäudes, Erde und ihre Bestandteile eingerechnet, der Fall ist, so auch in den Fixsternen des übrigen Himmels.

---

*) Die Schwierigkeit beruht darin, daß Mars und Juppiter ihre Stelle vertauscht haben. Es liegt die Anschauung zu Grunde, daß Merkur und Venus in einer Sphäre mit der Sonne laufen: Plato, Timaeus 38.

Durch den Tierkreis wird der Sternhimmel, die obere Welt, ebenso in zwei Teile getrennt, wie die untere, unsere Erde, durch das Festland. In jedem waltet vor allem seine Gottheit — Anu und Ea — aber in jedem muß sich ebenso die Wirksamkeit der übrigen die Welt regierenden Kräfte feststellen lassen, die ja eben doch die eine große bilden, die nur verschiedene Äußerungen hat. Ebenso wie wir soeben vom Tage sahen, daß er je einem Gotte gehört, aber doch in seinen einzelnen Teilen wieder den übrigen ihr Recht gewährt, so auch die verschiedenen Teile des Himmels, also auch die des Fixsternhimmels.

Diese Erkenntnis ist vielleicht von geringerer Bedeutung für Astrologie und alles was damit zusammenhängt, als für die Mythologie, in welcher die Spekulationen über die größeren Zeiträume, über Zeitalter und Äonen niedergelegt sind, deren Wiederholung im kleineren Kreise — in Jahr und Tag — aber dann ebenso, wie bei der rechnungsgemäßen Astrologie erfolgt.

Bleiben wir zunächst innerhalb des Tierkreises selbst, so sahen wir (S. 31), daß die Ansätze und die danach anzunehmenden Anfänge der babylonischen Sternkunde in das Zwillingszeitalter, also die Zeit zwischen dem 6. Jahrtausend und 3000 v. Chr. zurückgehen. In den Zwillingen stand also die Sonne, als die Welt geschaffen wurde, d. h. als die Vorzeit des Chaos zu Ende war, als die alten Gottheiten der Unordnung gestürzt worden und eine neue Weltordnung heraufgeführt wurde. Damals regierte der Vater der Götter — d. h. der jetzt herrschenden — das Weltall, Sin der Mondgott. Ihm gehört daher das Tierkreiszeichen der Zwillinge und der Monat Sivan.

Die Zwillinge sind durch die beiden Sterne gekennzeichnet, welche die an sie geknüpfte Sage und ihren griechischen Namen noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben: Castor und Pollux. Die babylonische Sternkunde unterscheidet aber nicht weniger als drei solcher Zwillingsgestirne an verschiedenen Stellen des Himmels, die Gottheit, die sich hier offenbart, ist also auch noch an anderen Stellen des Himmels zu erkennen. Daß die Siebenzahl wieder mit der der Planeten und der sieben Planetenhimmel in Verbindung gebracht sein wird, kann man ohne weiteres annehmen: so hatte auch der Fixsternhimmel seine sieben Stufen.

Wie im großen, so im kleinen, wie der Tag, so die Stunde: das Weltengeschick, das sich in der Gesamtheit offenbart, muß auch in dem ersten Zeitalter wirksam sein, also sich auch in dessen Gestirnen zeigen. Die beiden Zwillinge werden dementsprechend erklärt,

sie sind nach ausdrücklicher Aussage nichts anderes, als der Mondgott Sin und Nergal, d. i. der Sonnengott in der Winter- oder Nachtphase, während seines Aufenthaltes in der Unterwelt (Planet Saturn). Im ersten Tierkreiszeichen, wie am Anfang der Welt herrschte also der Mond — natürlich in sichtbarer Form — und trat in dem einen der beiden Zwillinge in die Erscheinung; gleichzeitig offenbarte sich in dem andern die Sonne und dann selbstverständlich in der Form, die sie zu eben dieser Zeit hatte, in der Form ihrer Unsichtbarkeit, der Nacht- oder Wintersonne. Daraus folgt, daß die Sonne zuerst als Saturn erscheinen muß, wir haben also den Grund für die Betonung dieser Form und den Jahresanfang im Winter. Bei Zweiteilung des Jahres und des Sonnenlaufs tritt an diese Stelle der Herbstanfang, der Merkur gehört; auf jeden Fall stand das erste Zeitalter, weil in ihm der Mond herrschte, im Zeichen der der Sichtbarkeit des Mondes entgegengesetzten Sonnenphase.

Hieraus ergiebt sich, daß das ältere der Jahresanfang im Herbst ist, daß also der Kalender, den wir in Kanaan kennen (S. 34), gegenüber dem von Babylon der frühere ist. Ohne weiteres haben wir dann auch die dem System entsprechende Erklärung des babylonischen Kalenders und der Berechtigung zu seiner Ableitung aus dem Wesen seines Gottes. Die Herrschaft Babylons fällt bereits in das Zeichen des Frühjahrsanfanges im Stier. Dieser gehört zunächst der Sonne, dann aber, da ja mittlerweile der Mond untergegangen ist, der Sonne in ihrer entgegengesetzten Form, also — bei Zweiteilung — der Frühjahrs- oder Morgenphase, d. i. eben Marduk (Planet Juppiter), der Stadtgott von Babylon.

Daß der Dioskurenmythus seine Erklärung hieraus von selbst empfängt, bedarf keiner Ausführung. Kastor und Polydeukes können nie vereint sein: ist der eine in der Unterwelt, dann ist der andere bei Zeus. Mond und Sonne sind nie vereint, Tag und Nacht sind Gegensätze.

Weiter aber findet die Dioskurensage durch diese Feststellung in unbeachteten Weiterbildungen ihre Erklärung, die sich nur aus der orientalischen Gestirnmythologie erklärt. Wir haben nämlich in der Göttergenealogie, wie stets, verschiedene Schemas zu unterscheiden. Nach dem einen ist der Mondgott der Vater der Götter, der „aus sich selbst erzeugt wird". Seine beiden Kinder sind der Sonnengott und die Istar (kanaanäisch Aschtoret) d. i. der Planet Venus. Daneben aber sind auch alle drei die Kinder des Bel (Zeus). Damit

haben wir die Erklärung der Schwester der Dioskuren, Helena. Deren Raub setzt sie ohne weiteres mit der Proserpina, der Göttin der Unterwelt, der jungfräulichen Kore gleich. Die babylonische „Höllenfahrt der Istar“ findet hierin ihre Erklärung.

Nach wieder einem anderen Schema ist aber der Venusstern männlich: griechisch Phosphoros, Lucifer (und dafür die Sonne weiblich). Das ist zusammengeworfen in einer Wendung der Sage, welche weiß, daß es eigentlich drei Dioskuren (lucus a non lucendo: drei Zwillinge!) gegeben habe.

Der Mond und sein Tierkreiszeichen steht an der Spitze des Weltenlaufes, deshalb begegnet auch die Dioskurensage mit Vorliebe als Stoff derjenigen Legenden, welche eine neue Geschichtsperiode oder die Urgeschichte eines Volkes überhaupt einleiten.*) Sie liegt zu Grunde dem Verhältnisse Abrahams, des ersten Patriarchen, zu Lot: „Willst Du zur Rechten, so will ich zur Linken“. Abraham aber ist der Gatte seiner Schwester (1 Mos. 20, 11), wie im babylonischen Pantheon der Gatte der Istar auch ihr Bruder ist. So wird Helena die Gattin des einen der beiden Brüder Agamemnon und Menelaos, die damit an die Stelle der beiden Dioskuren treten. Denn auch Menelaos wird Helena geraubt, und Agamemnon ist der oberste Führer der Griechen, aber seine Rolle tritt trotzdem stark zurück: das Zeitalter des Mondes ist längst verflossen und in Wahrheit beherrscht die Welt der Sonnenheros Achilleus.

Das zweite Zeitalter, das des Stieres und des Sonnengottes in seiner Äußerung als Frühjahrsgott Marduk, ist das der politischen Herrschaft Babylons. Dieses hat seine Machtstellung durch die „erste Dynastie von Babylon“ erhalten und ist darin bis auf die spätesten Zeiten babylonisch-assyrischer Kultur anerkannt worden. Es ist das Rom des Orients, und als längst seine politische Macht geschwunden ist, als seine Herrscher nur Schattenkönige von Assyriens und Elams Gnaden sind**), da erkennt doch Assyrien die geistige und geistliche Herrschaft der Stadt Marduks an. Die Welttheorie, die den Gott der Frühjahrssonne und den Planeten Juppiter zum obersten Herrn der Welt im Götterschema macht, erstreckt ihren Ein-

*) Auch in Rigveda sind die Zwillinge (Açvinau) das Gestirn der Morgenröte. Das ist also ebenfalls babylonische Entlehnung und läßt ebenso wenig wie bei anderen Völkern einen Schluß auf das Alter der indischen Mythologie zu.

**) Vgl. „Die politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens“ (Jahrgang II des „Alten Orients“) S. 17.

fluß aber weit über die Grenzen Babyloniens hinaus. Der Herr der römischen Welt, Juppiter, giebt seinen Namen dem Planeten Marduks, weil er dessen Begriff entspricht, und der Vater Zeus, ursprünglich der babylonische Bel (S. 29), ist der oberste Gott, obgleich er nicht der Herr eines der führenden Staaten ist. Sein Heiligtum (Olympia) gilt trotzdem als das Nationalheiligtum, denn Marduk war dem alten Orient längst Bel, „der Herr", geworden (vgl. S. 23). Die spätere Zeit meint unter Bel gewöhnlich den Gott von Babylon, Marduk.

Das Tierkreiszeichen des neuen Herrn der Welt ist der Stier, auf dem Stier stehend wird Marduk daher dargestellt, in der Hand trägt er das Blitzbündel, das Zeichen des Frühjahres, das im Gewitter die Macht des Winters bricht. Bei anderen Völkern tritt an dessen Stelle der Hammer (beim germanischen Tor) oder das Beil (beim hethitischen Teschub, dem kanaanäischen Hadad oder Ramman entsprechend). Im Stier steht die Gruppe der Hyaden mit dem hellsten Sterne Aldebaran. Sie stehen in Gestalt eines lateinischen V, d. h. sie haben das Aussehen des altorientalischen Buchstaben Gimel (griechisch Gamma). Dieser hat seinen Namen von dem gamlu, der Waffe Marduks, welche später als ein Sichelschwert dargestellt wird. Ihr Ursprung dürfte eine dem Bumerang ähnliche Waffe gewesen sein. Der Buchstabe steht aber an dritter Stelle im Alphabet, denn er hat die Stellung seines Gottes hinter dem Zeichen erhalten, das den Zwillingen entspricht.*) Da die Präzession umgekehrt verläuft, so ist das Tierkreiszeichen des herrschenden Zeitalters an die Spitze getreten: Aleph=Alpha „das Rind".

Das klassische Altertum, welches die altorientalische Kultur vorwiegend nur in Ägypten kennen lernte, denn Babylonien war den Griechen durch die Perser und den Römern durch die Parther verschlossen, hat endlich auch dem dritten Zeitalter, dem des Widders, sein Recht werden lassen, indem es den Kult des widderköpfigen „Juppiter" der Oase Ammon betonte. Alexander — und vor ihm

---

*) Das Buchstabenalphabet zeigt die Reste der alten Einteilung des Schriftsystems nach dem des Himmels. Es sind 12 und 5 Lautzeichen darin unterschieden. Die 5 dienen wie im Keilschriftsystem zur Bezeichnung mehrer Laute (s, k, p, t=Laute). Das letzte der 12 ist resch, das erste aleph. Es liegt also die Ordnung der Tierkreiszeichen nach dem Stierzeitalter zu Grunde, denn resch ist babylonisch=assyrische Aussprache für hebräisches rosch der Fürst, der Führer. Es ist danach Synonym oder Übersetzung von der astronomischen Bezeichnung des Widders lulim, die ebenfalls „Führer, Fürst" („Leithammel") bedeutet.

schon Pausanias u. a. — sind deshalb bestrebt gewesen, sich der Zustimmungen dieses Gottes zu versichern.

Von den übrigen Tierkreiszeichen giebt sich das der Jungfrau sofort als dasjenige zu erkennen, welches der Istar, der jungfräulichen Göttin einerseits und Göttin-Mutter andrerseits entspricht. Wenn die Dioskurensage am Anfange von Geschichtsepochen mit Vorliebe als Stoff für die Legenden benutzt wird, so haben wir hier ein schönes Beispiel, wie lange noch die astrale Deutung der Legenden sich erhalten hat. Die römischen Erzählungen von der Vertreibung der Decemvirn hat man leicht als eine Wiederholung der Legende von der Vertreibung der römischen Könige erkannt. Wie dabei Lucretia, so fällt bei jener Virginia, die Jungfrau, als Opfer. Beidemale sind die Dioskuren leicht in den Helden der Vertreibung zu erkennen, denn jedesmal verschwindet einer davon. Dasselbe Motiv hat die athenische Tyrannenvertreibung verwendet, indem die ebenfalls als Dioskuren von der Sage behandelten Harmodios und Aristogeiton — die in Wahrheit gar nichts mit der Vertreibung zu thun haben — eine vom Tyrannen beleidigte Schwester haben. Das Motiv der Tyrannenvertreibung wird uns ebenfalls noch klar werden; daß es der Sturz der alten Mächte beim Beginn der neuen Epoche sein muß, vermögen wir schon jetzt zu erkennen. Wenn man nach dieser Erklärung der Legende in dem Namen der Virginia die Anspielung auf den jungfräulichen Charakter der Istar als Kore-Persephone, als Istar in der Unterwelt (Planet Venus in der 3. und 4. Phase) findet, so wird der Zusammenhang ohne weiteres klar.

Das Zeichen der Jungfrau führt im Orient aber häufig den Namen der Ähre (hebräisch schibbolet, arabisch sanbalat), nach der Ähre, welche die Jungfrau in der Hand trägt. Wenn in der alttestamentlichen Erzählung von der merkwürdigen Sprachprobe, welche mit dem schibbolet angestellt wird (Richter 11, 6), diese als Anhang der Jephta-Legende erscheint, so wird jetzt der symbolische Zusammenhang mit der unmittelbar vorhergehenden von dem Ende der jungfräulichen Tochter Jephtas klar. Wenn diese dann ihre „Jungfrauschaft“ zwei Monate lang beweint, so liegt weiter die Erinnerung an die Einteilung des Jahres in 6 Doppelmonate oder Jahreszeiten zu Tage. Denn ein Monat gehört der Jungfrau als Tierkreisbild, eine Jahreszeit als einer der sechs Gottheiten oder großen Gestirne, welche bei der 6-Teilung (S. 20) in betracht kommen. Deshalb hat der letzte der benannten ursprünglichen Doppelmonate, der Juni, seinen Namen von der Juno.

Weiter ist stets ein Rätsel die Ableitung des Namens der Sibylla gewesen. Daß diese Gestalt der Legende, welche für das Wahrsagewesen des Altertums von so großer Bedeutung geworden ist, orientalischen Ursprung hat, ist bei dem Wesen der „sibyllinischen Orakel“ ohne weiteres klar.*) Der Anklang an den Sternnamen der Jungfrau liegt zu Tage, die Istar-Jungfrau ist überhaupt die einzige weibliche Gestalt des Pantheons, welche es giebt; auf eine solche muß aber die weibliche Beraterin, die mit Numas Egeria identisch ist, zurückgehen.

Bleiben wir weiter bei den Tierkreiszeichen, so fällt nach der Einteilung des klassischen Altertums — also nach der Widder-Rechnung — in das siebente, das der Wage, der Herbstanfang. Das ist bei der Zweiteilung der Anfang der Winter- oder dunklen Hälfte des Jahres, während derer die Sonne dem Tode verfallen ist. Die Wage ist das Zeichen Merkurs, der griechische Hermes aber leitet die Seelen in die Unterwelt. Sein Ebenbild, der babylonische Nebo, der in der Nachbarstadt Babylons, in Borsippa verehrt wird, ist das Gegenstück zu Marduk, er stellt die Herbst- und Wintersonne dar. Sein Tier ist der Hahn, mit dessen Zauber man verschlossene Thüren öffnen kann, der als Sühneopfer dem Gotte der Totenwelt dargebracht wird (der jüdische Kappores-Hahn), dessen Krähen aber das Ende der Herrschaft seines Herrn verkündet und dann im Mythus, wo die Gegensätze leicht in einander übergehen, überhaupt das Ende der Dinge bezeichnet; denn wenn die Herrschaft des Winters zu Ende, beginnt zwar die des Lichtes neu, aber es ist auch ein Zeitkreis zu Ende.

Nebo-Hermes ist zugleich auch der Gott der Unterwelt und der Nacht, sowie des nächtlichen Lebens. Alles was in der Nacht sein Wesen treibt, steht daher unter seinem Schutze, vor allem der Dieb der Nacht, welchen wohl das Öffnen verschlossener Thüren vor allem angeht. Nebo-Merkur ist der Gott der Diebe, die freilich ihm auch auf andere Art verfallen. Wenn sie sich erwischen lassen, so bringt man sie zu ihrem Gotte, dem Herrn der Unterwelt, der in der Tiefe haust. Man steckt sie in das „Loch“, hebräisch bôr, womit jedes in die Erde gegrabene Loch, also auch der Brunnen, ebenso be-

*) Die jetzige Gestalt der „sibyllinischen Bücher“ ist bekanntlich jung. Die Gestalt der älteren giebt sich nach der Beschreibung jedem Kundigen sofort als die der Einrichtung babylonischer Omina-Sammlungen zu erkennen. Man halte damit zusammen, daß wir jetzt altbabylonische Nachbildungen von Opferschau-Lebern haben, welche zeigen, woher die etruskische Wahrsagekunst, die Quelle der römischen, stammt.

zeichnet wird, wie die Unterwelt, in die es hineinreicht. Ein solches Loch aber ist ursprünglich jedes Gefängnis, das unterirdisch gedacht ist (vgl. Jeremia in der Cisterne, Jer. 38, 6). Selbst in späterer Zeit scheint es noch diese Gestalt bewahrt zu haben, denn in den assyrischen Thorgebäuden hat man nur von oben zugängliche Schächte gefunden, von denen man annimmt, daß sie dort, wo die Stätte des Gerichtes war, auch gleich als Gefängnis gedient haben. In die Unterwelt und in das Gefängnis, den bôr, hinabsteigen, ist also ein und dasselbe. Hierzu vergleiche man den Ausdruck in 1. Pet. 3, 19.

Wie im Tierkreis, so sollen die Götter auch an den andern beiden Himmels- und den entsprechenden Weltteilen vertreten sein. Die verschiedenen Zwillinge (S. 36) sind sowohl im Tierkreis als am Nord- und Südhimmel*) vorauszusetzen. Die des Tierkreises sind zweifellos diejenigen, welche als „die großen Zwillinge“ bezeichnet werden. Davon werden unterschieden „die kleinen Zwillinge“, die vorläufig nur einmal ohne weitere Angabe genannt werden. Wir würden nach unserer Anschauung sie im Gegensatze zu den übrigen am Nordhimmel zu suchen haben; zwei sehr geeignete Sterne, die ins Auge fallen, wären Capella**) und β im Fuhrmann, denn sie stehen sowohl in der Nähe der Zwillinge, so daß bei teilweise bedecktem Himmel man wohl einmal schwankend sein kann, welches von beiden Paaren man gerade sieht, und sie würden bei dieser Annahme ein passendes Gegenstück zu dem dritten Paare bilden. Das sind „die Zwillinge, welche vor (gegenüber) dem Sib-zi-anna-Sterne — d. i. γ der Zwillinge — stehen“. Die beiden, welche als sich entsprechend sofort in die Augen fallen, und welche als zusammengehörig auch durch ihre Namen gekennzeichnet werden, sind zweifellos der große (Sirius) und der kleine Hund (Prokyon) am Südhimmel.

---

*) Nord- und Südhimmel wird hier stets im babylonischen Sinne gebraucht als Himmel Anus und Eas, nördlich und südlich der Ekliptik oder des Tierkreises. Unsere Unterscheidung von nördlicher und südlicher Hemisphäre kommt natürlich nicht in Betracht.

**) Diese Vermutung erhält dadurch eine weitere Stütze, daß die Zwillinge auch als zwei Ziegen dargestellt werden. Der Fuhrmann aber ist recht eigentlich das Ziegengestirn, denn außer der Capella stehen in ihm noch die Ziegen (arabisch el-ʿajuq) und die beiden Böckchen (el gedjan). In Ägypten liegt die Zwillingsstadt, die Stadt des Horsaphes, dessen „linkes Auge der Mond und dessen rechtes die Sonne ist“, im Ziegengau.

Diese einfach aus der Sternkarte sich aufdrängende Vermutung wird bestätigt durch Mythologie und Legende. Sirius und Prokyon werden von den Babyloniern als Bogen- und Lanzenstern bezeichnet. Wenn sie die Zwillinge sind, so müssen sie Mond und Sonne darstellen. Das Abzeichen des Mondgottes — und der entsprechenden Heroen — ist die Lanze, das des Sonnengottes (Apollo!) der Bogen. In der persischen Geschichtslegende, die Herodot erzählt und die ganz nach orientalischem Schema eingekleidet ist, folgt er der Ordnung seiner Zeit, also der der Widderrechnung, aber mit Anklängen an die vorhergegangene. Sein erster Perserkönig Kyros wird mit Mondlegenden ausgestattet, der zweite, Kambyses erscheint als großer Bogenschütze, also als Sonnenheld. Das dritte Zeichen ist das der Zwillinge. Einen Zwillingskönig nachzuweisen, ist wahrlich keine Kleinigkeit, aber es wird doch ermöglicht. Der dritte Herrscher, der „falsche Smerdes" oder Magier erhält einen Bruder. Als die Beiden von den sieben Verschworenen angefallen werden, verteidigen sie sich — der eine mit der Lanze, der andere mit dem Bogen. Der eine entflieht und man hört nichts mehr von ihm — er ist also überlebender Dioskur und Retter in der Not für den Legendenfabrikanten in einer Person — nur der andere wird getötet. Die beiden sind das getreue Ebenbild des Bruderpaares Ajas und Teukros, deren einer mit der Lanze, der andere mit dem Bogen kämpft, und von denen Ajas an der typischen Mondkrankheit der Melancholie (Neumond, S. 54! sie ist bei Herodot auf Kambyses übertragen) sein Ende findet, während der andere ihn überlebt.

Sonne, Mond und Istar (Venus) sind eins, insofern sie dieselbe Gottheit darstellen. Im besondern ist der Sirius als Bogenstern Sonnengottheit. Von den dreien ist Istar die weibliche Gottheit. Auch diese Eigenschaft hat der Sirius. Er ist bei Ägyptern und Arabern weiblich, die Sonneneigenschaft aber zeigt er im arabischen Namen: shiʿraj „die Haarige", denn die Haare sind das Symbol der Sonnenstrahlen (beim Monde: weiße Haare). Darum heißt auch die arabische Semiramis — d. i. Istar, der die Taube heilig ist, der Vogel, in welchen sich Semiramis verwandelt — Zebbaj „die Haarige" mit Anklang an den Namen der Königin von Palmyra, Zenobia, auf welche die arabische Legende die Semiramismythen übertragen hat. Bei den Ägyptern ist der Hundstern ebenfalls weiblich (die Sothis). Die Beziehung zum Sonnenkreislauf zeigt der ägyptische Kalender, denn dieser rechnet nach der Siriusperiode, d. h. er kennt einen großen Zeitraum von 1460 Jahren,

während dessen der Frühaufgang des Sirius durch das ganze Sonnenjahr herumläuft, so daß er nach diesem Zeitraum wieder auf denselben Tag fällt.

Als Marduk im Weltenkampfe das Ungeheuer Tiamat getötet hat, spaltet er sie in zwei Teile, welche nunmehr die obere und untere Himmelshälfte darstellen. Tiamat wird als große Schlange, als Midgardschlange gedacht. In der Vorvergangenheit — die ja auch wieder ein Abbild der späteren ist — ist sie aber auch in ihren beiden Hälften vertreten. Sie hat bei dem Kampfe außer elf andern Mitkämpfern*) — sie sind die Ungeheuer des südlichen Sternenhimmels und entsprechen den Zeichen des Tierkreises, denn es sind immer nur 11 Zeichen vorhanden, das 12. ist von der Sonne bedeckt, gehört in diesem Falle Marduk — noch ihren Gatten als Helfer, Kingu. Wir werden noch sehen, daß jedem Gottbegriff der der vollkommenen Natur, der Vereinigung des Männlich-weiblichen anhaftet. Also muß auch Tiamat Mann-Weib sein. Da nun Tiamat der Name des Urwassers und damit der Wassertiefe (hebräisch tehôm) ist, so haftet ihr Begriff hauptsächlich am unteren südlichen Teile des Himmels, der Wasserregion, dem Reiche Eas. Dort steht sie denn auch in der Gestalt des „Wasserungeheuers" Cetus, unseres Walfisches, als Sternbild. Am Nordhimmel entspricht ihr das männliche Schlangenungeheuer der Luft: der Drache, der sich in gleich gewaltiger Ausdehnung zwischen dem großen und kleinen Bären, also in nächster Nähe des Nordpols ausdehnt.

Sind so in den Zwillingsgestirnen die Geschicke von Mond und Sonne und die Entwicklung ihres Zeitalters vorgezeichnet, so muß im Zeichen, das Marduks Herrschaft heraufgeführt hat, alles sich finden, was zum Marduk-Mythus gehört, d. h. zum Mythus der Frühjahr-Sommer- und ihres Gegenstückes, der Herbst-Winter-Welt. Nicht nur Marduk, die Lichtgottheit, sondern auch Nebo oder Nergal (Saturn), die Gottheit der finstern Welt muß darin vertreten sein. Marduks Waffe in den Hyaden, dem den Zwillingen zugekehrten Teile des Stieres, kennen wir bereits (S. 39). Sie stehen im Kopfe des Stieres. Das Gegenstück Marduks, die winterliche Sonne, wird vertreten durch das Siebengestirn, die Plejaden, welches Nergal, dem Gotte der Unterwelt gehört. Aus dieser Thatsache erklärt sich ein gutes Stück Mythologie und Festordnung. Als Zeit der Unsichtbarkeit der Plejaden wird nach ausdrücklichem Zeugnis Hesiods vierzig

*) Vgl. Zimmern, Biblische u. babyl. Urgeschichte S. 15 (Alter Orient II, 3).

Tage angenommen, 40 Tage also weilt der Sonnengott in seiner winterlichen Erscheinung in der Unterwelt, um dann wieder zum Lichte emporzusteigen: die Zahl der Tage zwischen Ostern und Himmelfahrt.

Unschwer läßt sich zu diesem Siebengestirn des Tierkreises das Gegenstück am Nordhimmel vermuten: der große Bär. Dessen Beziehung zum toten Sonnengotte oder der Wintersonne herzustellen, ist auf den ersten Blick ein verzweifeltes Unternehmen und doch ermöglicht es die Sternkarte ohne jede Schwierigkeit. Adonis, der Tammuz des Orients, der Gott, der eben Marduk als Frühjahrsgott und Nebo-Nergal als Wintergott, als die blühende und tote Natur, als Gatte der Venus und als von dieser getrennter Geliebter darstellt, findet seinen Tod durch den Eber, der eben darum sein Tier ist: der Eber des germanischen Tor, das heilige Tier des Gewittergottes. Ältere Karten zeigen aber den großen Bären als Eber.

So erhalten wir wieder dasselbe Bild im Stier und seinen Entsprechungen wie in den Zwillingen und deren Ebenbildern*): den Kreislauf der Natur, die Ablösung von Sommer und Winter, Tag und Nacht, Licht und Finsternis, Leben und Tod dargestellt.

Adonis findet seinen Tod auf der Jagd, er ist also der himmlische Jäger, Hakelbernd der germanischen Sage, der biblische Nimrod, von dem freilich nichts mehr übrig geblieben ist, als diese kurze Angabe über seine Thätigkeit. Der Jäger, den die Sternkarte als solchen kennzeichnet, ist aber Orion, dessen Sternbild das prächtigste des Südhimmels ist. In diesem Bilde müßten also diejenigen Mythen wiedergefunden werden, welche wir im Stier und großem Bären feststellen konnten, und die überhaupt den ganzen Weltenlauf darstellen.

Im Orion haben wir zunächst die drei Gürtelsterne, auch Jakobstab genannt. Der letztere Name enthält die Anspielung auf 1 Mos. 32, 11 „denn (nur) mit meinem Stabe überschritt ich den Jordan“, die Benennung war aber nur möglich, wenn die gesamten Anspielungen, in welche die betreffende Erzählung gekleidet ist, noch völlig verstanden werden. Denn Jakob, der den Jordan überschritten hat, ist dort als Mond (im Frühjahr) gedacht, der nun wieder aus der Wasserregion zurückkehrt und dabei den Jordan abermals überschreitet. Typisch für diesen Frühjahrsmythus sind die zwei Lager, in welche er seine Herden teilt. Der Beginn des Jahres besteht

*) Zu Zwillingen = Fuhrmann = Ziegen (S. 42) vergleiche man, daß im großen Bären die Ziege (el ʿanaq), im kleinen das Ziegenböckchen (el gedi) sich wiederfindet.

darin, daß Mond und Sonne im selben Zeichen zusammentreffen, beide haben also ein Haus oder ein Lager für sich. Die zwei Heerlager des befreundeten Heeres begegnen auch in der römischen Legende. Jakob mit Esau, der als Edom der Vertreter des Südlandes und dann der Sonne ist — deshalb ist er haarig — sind also als Frühjahrs-Mond und -Sonne geschildert, welche den Jordan überschreiten, d. h. die Wasserregion verlassen, um nun jeder getrennt weiter zu marschieren. Denn nach ihrem Zusammentreffen gehen Mond und Sonne mit verschiedener Geschwindigkeit ihren Weg.

Im Orion ist also der Frühjahrsmythus verkörpert, er enthält Eigenschaften, welche Mond und Sonne als Frühjahrsgottheiten eignen. Marduks Waffe ist das Sichelschwert (S. 39): ein solches schwingt Orion auf dem alten arabischen Globus zu Dresden (vom Jahre 1279).

Die drei Gürtelsterne kennt noch heute in katholischen Ländern jedes Kind als die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande: Kaspar, Melchior und Balthasar. Was von diesen erzählt wird bis auf den Inhalt unseres Kasperspieles, läßt sie genau als die beiden Helden des Buches Esther erkennen, deren Schicksale am Purimfeste Gegenstand eines ähnlichen Volksspiels sind. Danach ist der Inhalt des Mythus wieder der Jahresmythus: der Lichtgott und der schwarze Gott (einer der drei Könige ist schwarz) streiten miteinander. Zunächst bedroht die Finsternis das Licht, dann siegt dieses und der schwarze Gott wird an den Galgen gehängt (Kasperle hängt den Teufel). Zwischen beiden steht der König, wobei wieder die Dreiheit zu ihrem Rechte kommt: Anu, Bel und Ea (Wasser-Unterwelt). Im Estherbuche spielen dabei noch die beiden Königinnen eine Rolle. Esthers Name zeigt schon, daß sie die Istar ist, die Königin. Vasthi ist ihr Gegenstück, die jungfräuliche Kore, die sich dem König verweigert.

Also steht in den drei Gürtelsternen der ganze Jahresmythus.



Derselbe arabische Globus zeigt aber, daß Orion sein Sichelschwert gegen den Cetus schwingt, den Walfisch d. i. die Tiamat, der am andern Ufer des Flusses Eridanus, welcher zwischen beiden fließt, den Rachen gegen ihn aufsperrt, gerade wie Tiamat gegen Marduk.

Aus rein mythologischen Gründen hat man erschlossen, daß der germanische linkshändige Ziu (Tyr), der enge Verwandtschaft mit dem Tor zeigt, und durch die Namen der Wochentage (Dienstag) mit Mars gleichgesetzt wird, dem Mucius Scaevola der römischen Legende entspricht. Das auch die biblischen Erzählungen diese Gestalt kennen, ist bekannt, denn Ehud, der Heros und Richter Benjamins, ist ebenfalls linkshändig. Daß zum Überfluß eine Anspielung auf den Stammnamen Jemîn oder Benjamîn, d. h. den Rechten (also im Gegensatz) vorliegt, drängt sich auf, wenn man liest, daß gelegentlich die ganze Heerschar der Benjaminiten als linkshändig geschildert wird (Richter 20, 16)! Ferner scheint der Name Ehud auch keilinschriftlich für den Gottesbegriff des Planeten Mars bezeugt zu sein (Achud). Mars und Saturn gehören aber zusammen oder wechseln (S. 34). Jemin „der Rechte" heißt der Stamm Benjamin als der südlich wohnende, im Gegensatz zu dem nördlichsten des Stammverbandes oder des Landbegriffes, zu dem er als angehörig gilt. Der Süden ist aber die Unterwelt, das Gebiet Mars-Saturns als des Sonnengottes bei seinem Tiefstand, oder seinem Aufenthalt in der Unterwelt (Winter). Nun ist auf unserem arabischen Globus Orion linksarmig dargestellt, während ihm der rechte Arm fehlt! Das ist eine ungesuchte Bestätigung der rein mythologischen Erwägungen.

Im Orion also spiegelt sich wieder am Südhimmel der Sonnen- und Jahresumlauf ab. Auf ihn wird deshalb der Jahresmythus ebenfalls angewandt und dessen Gestalten zeigen daher oft Oriencharakter. Orion ist nun der gewaltthätige Riese: wenn die Besiegung des alten Jahres durch das neue als der Kampf des kleinen Helden gegen den ungeschlachten Riesen dargestellt wird, so erklärt sich das jetzt sehr einfach.

Eine weitere Erklärung findet eine merkwürdige Symbolik, die geeignet ist, das Herüber und Hinüber dieser Sternkunde in das rechte Licht zu setzen. Orion hat die rechte Hand verloren. Wie das Beispiel Zius zeigt, als Bürge für ein nicht gehaltenes Versprechen seines Gegenpartes Tor (der Frühlingsonne, Marduk). Es liegt also ein Meineidsmotiv vor, denn die Rechte ist die Schwurhand. Im großen und kleinen Hund hatten wir bereits die beiden Sonnenhälften oder den Jahresmythus gefunden, denn sie stellen die Dioskuren oder Mond und Nachtsonne, oder Tag- und Nacht-, Sommer- und Wintersonne dar. In der Darstellung der babylonischen Tierkreiszeichen tritt die Beziehung zu Mars (Ninib) her-

vor, denn statt des Löwens, des Zeichens des Sommeranfangs nach Stierrechnung, wird ein Hund dargestellt (wobei noch zu beachten ist, daß der Löwe nach babylonischer Schreibung als der „große Hund" angesehen wird). Von diesem heißt der nördlich stehende kleine Hund arabisch esch-schi'raj esch-schamijje „die nördliche Haarige (Strahlende)" und der große esch-schi'raj el-jemanijje „die südliche Haarige". In beiden wären also bei der Anwendung des Jahresmythus die Tor- und Ziu-Eigenschaften dargestellt. Alle beide führen aber auch der erste den Beinamen el rhamuç, der andere el 'abûr, und beides bedeutet „der Meineidige". Denn meineidig sind beide geworden, Tor durch seine That, Ziu durch sein Eintreten für ihn als Bürge.

Wie weit diese Deutungen gehen und wie möglichst überall sich dasselbe wiederholt, zeigt das Verwenden desselben Motivs bei noch zwei Sternbildern. Im Centauren wie im Schiffe (Arche) — also in zwei südlichen Bildern — stehen je zwei Sterne, welche arabisch Hador und Wezen genannt werden. Sie heißen auch die Schwur- oder Meineid(!)-Sterne, und die Beziehung des Meineids auf den großen Hund wird dadurch bestätigt, daß auch in ihm, also an dritter Stelle, zwei bestimmte Sterne als Hador und Wezen bezeichnet werden.

Das wird genügen, um das Wesen der ganzen Anschauung von der Offenbarung der göttlichen Mächte in den Sternen und die Bedeutung der Sternkarte als Lehrbuch der Mythologie und der gesamten Weltauffassung zu kennzeichnen. Die gewählten Beispiele erweisen auch, daß bis in späteste Zeiten noch die Bedeutung der Mythen klar gewesen ist und daß man die Beziehung auf die Sternkunde noch mit vollem Bewußtsein in die Legenden hineingelegt hat. Lehrreich ist in dieser Beziehung eine Betrachtung alles dessen, was als geschichtliche Darstellung des Altertums gegeben wird. Die biblische Darstellung, die griechisch-römische — diese durch den Hellenismus von neuem in orientalisches Fahrwasser geraten, das sie durch Thukydides verlassen hatte — und die arabisch-islamische benutzen mit vollem Bewußtsein die alten Mythen nach ihrer astralen und kosmologischen Bedeutung, um einerseits den Erzählungsstoff, die Einkleidung und Ausstattung von Begebenheiten zu gewinnen, von denen keine genaue Überlieferung mehr vorlag, andererseits den Verlauf der Geschichte als eine zwingende Folge der vorbestimmten und

aus den Sternen zu entnehmenden Weltenschicksale zu erweisen. Die apokalyptische Litteratur ist ein besonders entwickelter Zweig einer solchen Geschichtsphilosophie. Sie ist der unmittelbare Nachkomme der altorientalischen Weltspekulationen, und sucht danach die zu erwartende Entwicklung der Dinge im gleichen Geiste zu bestimmen, wie die aus gleicher Quelle geflossene Astrologie. Gerade die apokalyptische Litteratur liefert darum reiche Beiträge für die Aufhellung altorientalischer Kosmologie und Mythologie und beweist in ihren Angaben, daß eine ununterbrochene Überlieferung vom ältesten bis in den islamischen Orient hineinläuft, welche sich über die Bedeutung der Sagen und Legenden völlig im klaren gewesen ist.

Versuchen wir hiernach uns ein Bild der wichtigsten Gestalten des altorientalischen Pantheons und der mit ihm verknüpften Mythen zu entwerfen.

Wir haben zunächst festgestellt, daß das Wesentliche zum Verständnis die Erkenntnis bildet, daß eine immerwährende Wiederholung derselben Kräfte und Ereignisse im Raume wie in der Zeit, und darin im großen wie im kleinen stattfindet.

Davon ausgehend, ergiebt sich sofort, was der Weltkampf darstellt, der am Anfang der jetzigen Welt steht. Wie das dadurch heraufgeführte neue Zeitalter einen Kreislauf bilden wird, so steht eine Wiederholung des Weltkampfes auch am Anfang jedes kleineren Kreislaufes, des Jahres und schließlich auch des Tages.

Der Weltkampf wird heraufgeführt durch das Ungeheuer Tiamat, das sich gegen die alten Gottheiten empört. Der Schöpfungsmythus von Babylon hat Marduk als den Vorkämpfer der Götter — Tor, der die Midgard-Schlange besiegt. Tiamat ist ihrem Namen nach (S. 44) als das Urwasser oder Urchaos zu fassen, die Vorstellung erklärt sich aus der Auffassung der unteren Welt als der Wasserregion. Tiamat wird von Marduk im Kampfe gespalten und aus ihren zwei Hälften Himmel und Erde gebildet.

Der Sieg des Frühjahrgottes über die winterlichen Mächte besteht darin, daß die Sonne beim Eintritt in den Tagesgleichenpunkt, beim Durchschreiten des Äquators, den Bereich der Wasserregion (Fische, früher Widder, noch früher Stier) verläßt, und nun das himmlische Erdreich betritt.

Im Kampfe bedient sich Marduk außer den gewöhnlichen Waffen, denen aber keine besondere Bedeutung beigemessen wird, auch einiger

sehr auffallender, mit denen er die Entscheidung herbeiführt und die darum als die für den Kampf charakteristischen anzusehen sind. Es sind: ein Netz,*) mit dem er die Tiamat umschließt, ein Sturmwind, den er in ihren Rachen fahren läßt, so daß sie ihn nicht schließen kann, und sein Sichelschwert (S. 46). Die Erklärung giebt uns — oder besser die Erklärung erhält dadurch — der Gladiatorenkampf der retiarii. Diese kämpfen mit Netz, Dreizack und Schwert, der Dreizack giebt uns als das Instrument Poseidons (Eas), mit dem er den Sturm erregt, zugleich die Deutung des merkwürdigen Sturmwindes. Das Spiel der Gladiatoren ist also eine Wiederholung des alten Mardukkampfes, ein Rest der Feier des Neujahrsfestes. Es ist etwas ähnliches wie das Purim- und Kasperle-Spiel (S. 46). In einer geschichtlichen Legende findet sich derselbe Stoff in aller Harmlosigkeit zur Ausstattung eines angeblichen Ereignisses der älteren athenischen Geschichte verwertet. Beim Kampfe der Athener um Sigeion wurde angeblich Phrynon, der Feldherr der Athener, von Pittakos von Mitylene im Zweikampfe (!) erlegt. Pittakos kämpfte dabei mit den drei Waffen der Gladiatoren, das ist aber nicht, wie man wohl gemeint hat, ein Hineintragen einer späteren römischen Ausschmückung (überliefert bei Strabo und Polyaen), sondern das Verhältnis ist das umgekehrte. Wir haben daher in der ganzen Überlieferung ein schönes Beispiel der oben geschilderten (S. 48) Darstellungsart der Legende, denn die anderweitige Überlieferung über das Ereignis schlägt in dieselbe Kerbe: die Mitylenäer schenken Pittakos „die Hälfte des Landes, um das er den Zweikampf ausfocht" — Marduk ist der Herr der halben Welt oder des halben Jahres (Lichthälfte) — aber dieser nimmt es nicht an, sondern läßt es zu gleichen Teilen aufteilen — auch die übrigen Götter haben im Tierkreis ihre Anteile.

Nachdem der Kampf vollendet und die beiden Hälften der Tiamat (S. 44) für immer getrennt sind — bis sie am Ende eines Kreislaufes sich wieder vereinigen, bis die Sonne wieder in das Wasserreich hinabsinkt, oder umgekehrt das Wasserreich wieder emporsteigt — versammeln sich die Götter und es herrscht eitel Fröhlichkeit. Sie vereinigen sich zu fröhlichem Mahle und opfern dem Bacchus, „bis sie taumeln" — wie das heute dem Mirakel zu Ehren die Menschheit noch immer zum Neujahr thut. Als Götter haben sie aber auch Verpflichtungen gegen Welt und Menschen und so be-

*) Das giebt die Erklärung für Habakuk 1,16.

raten sie vor dem Mahle, was in der Zukunft geschehen soll. Die alten Germanen haben es ebenso gemacht. Was aber beraten wird, das sind eben die Schicksale der Welt im folgenden Zeitraume, und da die Götter ausführen, was sie beschließen, so kann man aus ihrem Thun und Treiben — aus den Bewegungen der Gestirne — entnehmen, was sie beschlossen haben. Dieser verständige Teil ihres Treibens hat bei weniger trinkfrohen Völkern ebenfalls seine Spuren hinterlassen. Macrobius' Werk die Saturnalien führen ihren Namen davon, weil sie Untersuchungen über den Zusammenhang des Weltalls, besonders über Götterlehre und Astronomie — also die eigentlichen Gegenstände babylonischer Weltschöpfungsweisheit — in der Form von Gesprächen geben, welche eine Anzahl von Freunden beim Saturnalien-Gastmahle hält, wie es Sitte war, daß bei dieser Gelegenheit man über solche Dinge sich unterhielt. Die Menschen müssen der Götter Treiben nachahmen: Himmel gleich Erde.

Wenn die Sonne am höchsten steht, also im Sommer, so ist sie am weitesten von der Wasserregion entfernt, denn sie steht in Anus Bereich. Mit dem Überschreiten der Herbsttagesgleiche nähert sie sich wieder dem Reiche Eas, in dem sie im Winter verweilt. Dieses, der Südhimmel, war im Sommer in der Nacht sichtbar, im Winter herrscht es am Tage, steht also in einer ihm nicht entsprechenden Zeit oben. Die Welt steht demnach im Winter unter Wasser — das ist die Sintflut. Deren Wasser durchschifft der Sonnengott in seinem Nachen — im Jahre wie alltäglich! — und sobald er das feste Land erreicht, das als Länderberg (S. 29), hervorragt, strandet der Nachen. Ebenso in größeren Weltperioden.

Beim babylonischen Neujahrsfeste kommt Nebo, d. i. die Wintersonne, aus seinem Tempel in Borsippa auf seinem Schiffe zum Besuche seines Vaters Marduk gefahren. Der Besuch eines Königs beim anderen bedeutet die Huldigung als Vasall, die Anerkennung der Oberhoheit. Nebos Herrschaft ist mit dem Neujahr — dem Beginn des Frühjahrs — zu Ende und nunmehr beginnt Marduks Herrschaft wieder. Das ist die kultische Form des Purim-Spieles (S. 46). Das Schiff auf Räder gestellt, hat dem ursprünglichen Neujahrsfeste, dem Karneval, seinen Namen gegeben (S. 5). Ob es als Schiff Marduks, der sich auf festem Lande bewegte, schon in Babylon auf Räder gesetzt wurde, oder ob das erst eine Folge der Prozessionsumzüge war, mag dahingestellt bleiben. Dagegen wird uns die Stellung des Karnevals als ursprüngliches Neujahrsfest ohne weiteres klar. Er hat die Stelle, die ihm nach dem römischen

Kalender gebührt, nämlich der Wintersonnenwende, denn diese ist für Rom das Jahresende. Er hat aber die Stellung beibehalten, welche ihm nach der alten Zwillingsrechnung gebührte, d. h. am Ende des Februar, denn um zwei Monate mußte es bei der Widderrechnung verschoben werden. Das steht im Einklang mit den römischen Monatsnamen; da diese bis Dezember, also bis zum 10. Monat zählen, so folgt daraus, daß dieser Kalender, welcher diese Benennung einführte, Januar und Februar, die an der Spitze stehen und stehen müssen, als 11. und 12. ansetzte, sie also von ihrer Stelle nach hinten schob — aber in Erinnerung der alten Rechnung, wie sie die Feier des alten Neujahrs- oder Karnevalfestes von Ende Februar darstellt.

Der Karneval ist das Narrenfest, das Fest der auf den Kopf gestellten Welt, wo jeder das Gegenteil von dem scheint, was er ist.*) Bekannt ist die römische Feier des Saturnalienfestes — als des Jahresendes — mit der ungebundenen Freiheit der Sklaven, wie Horaz sie launig schildert. Bereits eine Inschrift des altbabylonischen Fürsten Gudea von Lagasch (erste Hälfte des 3. Jahrtausends) erwähnt das Fest, „wo der Herr der Sklave und der Sklave der Herr ist". Wir haben mehrfach betont, daß das Jahr zu 360 Tagen gerechnet wird. Die übrig bleibenden $5^1/_4$ Tage bilden dann eine übergroße chamuschtu (S. 16), welche die eigentliche Karnevalszeit ist. Nimmt man dagegen ein reines Mondjahr von 12 Mondmonaten zu 354 Tagen, so beträgt der Unterschied gegen das Sonnenjahr 11 bis 12 Tage, die Festzeit also ebenso viel. Deshalb hat die germanische Mythologie die Zwölfnächte oder Zwölften in gleicher Bedeutung am Jahresschluß. In dieser halten die Götter ihre Umzüge.

Für die überschüssigen $5^1/_4$ Tag, die sogenannten Epagomenen der Griechen, die nicht zum eigentlichen Jahre gehören, wird bei manchen Völkern ein besonderer Beamter erwählt. Denn die Amtsdauer der gewöhnlichen Beamten erstreckt sich nur auf das eigentliche Jahr. Es ist naturgemäß, daß dieser dann die Beamten des neuen Jahres in ihr Amt einführen mußte. Das ist uns schon bei den Sabäern in Südarabien bezeugt, und der römische interrex, der fünf Tage im Amte ist, und nach der Legende die ersten Konsuln ernannte (L. Valerius M. Horatius), findet damit seine Erklärung. Da das

*) Denn die Welt verkehrt sich nun in ihr Gegenteil: Nebo wird Marduk, Nacht zum Licht.

Fest aber zum Fest der Narren und verkehrten Welt geworden ist, so wird auch der Beamte dieser Tage zum Narrenkönig, zum Prinzen Carneval, oder zum Spottkönig der Saturnalien, den man verhöhnt und mit entsprechenden Insignien seiner Würde bekleidet. Zum Schlusse wird er tüchtig durchgeprügelt und weggejagt.

Bei manchen Völkern wird der Karnevalfürst — der Vertreter des Karnevalgottes — mit dem alten Jahre selbst gleichgestellt, denn dieses wird ja durch seine Regierungszeit beendet. Er wird in Gestalt einer Puppe herumgeführt und zum Schluß verbrannt oder ins Wasser geworfen. Da die Beendigung des Jahres andererseits den Kampf Marduks mit Tiamat darstellt, so erscheint dieser Vorgang wohl auch als die Besiegung eines Riesen oder Ungeheuers durch den jungen Helden. Auch wir stellen das alte und neue Jahr noch als Greis und Kind dar. Dem Riesen wird dann stets eine Länge von 5¼ Ellen gegeben. Man vergleiche den Kampf des kleinen David mit Goliat, wobei zu bemerken ist, daß ursprünglich Goliat gar nicht diesen Namen geführt hat. Vielmehr ist er ihm erst nachträglich beigelegt worden durch die Gleichsetzung des Jahres- und des Epagomenenkampfes. Er ist Anspielung auf babylonisches galittu Ozean, also auf Tiamat.

Das neue Jahr beginnt mit dem Durchgang der Sonne durch den Äquator. Da aber der Zweck des Kalenderjahres ist, Sonnen- und Mondumlauf mit einander auszugleichen, so sind auch die Phasen des Mondlaufes dabei zu beachten. Unser Osterfest — als ursprüngliches Neujahr — d. h. Fest der wieder aus der Winterruhe hervorgangenen Sonne, berücksichtigt den Frühjahrsmond ebenfalls. Der Anfang jedes Monates ist das Zusammentreffen von Mond und Sonne, das also zwölfmal im Jahre in je einem der Tierkreiszeichen stattfindet. Durch dieses Zusammentreffen wird der Mond unsichtbar, d. h. wir haben den Neumond, mit der weiteren Entfernung wird immer mehr von ihm sichtbar bis zum Vollmond. Das Altertum rechnet gewöhnlich von dem wieder sichtbar werdenden Neumond, der Mondsichel an. Der Anfang eines jeden Monats besteht demnach aus einer Verdunkelung des Mondes, deren Wiedersichtbarwerden den vollzogenen Anbruch des neuen Monats bedeutet. Das ist also getreu dem System (S. 49) eine Wiederholung des Jahresmythus mit seinen Sonnenerscheinungen für den Mond. Die Hauptrolle spielt dabei der Frühjahrsmond, denn durch sein Zusammentreffen mit der maßgebenden Sonnenphase bestimmt er das Jahr.

Die Verdunklung des Mondes erscheint ebenso wie das Hinab-

steigen der Sonne in das Reich der Wasser oder der Finsternis, als Bedrängung durch eine feindliche Macht. Bekannt ist die Anschauung der meisten Naturvölker, daß bei einer Mondfinsternis der Mond in Gefahr schwebt, von einem Ungeheuer verschlungen zu werden. Es ist ein Rest des alten Neumondmythus.

Wenn im Mythus von Babylon der Sonnengott in seinen zwei Erscheinungen — Nebo und Marduk — die Hauptrolle spielt, so taucht beim Mondmythus, der keinen unmittelbaren Einfluß auf das Leben der Natur hat, also mehr den Himmel betrifft, auch das dritte Gestirn, Istar-Venus, wieder auf. Wie aber die drei in ihren sich entsprechenden Phasen nur Wiederspiegelung derselben Kraft sind, so müssen auch beim Monatsmythus dieselben Kräfte wirken, wie beim Jahresmythus. Eine solche Mondlegende ist uns erhalten, sie schildert den Hergang folgendermaßen (S. 59):

Die Winterstürme, die sieben bösen Geister, auf dem Himmelsdamm geboren, toben einher und versetzen die Welt in Aufruhr: man erkennt das Siebengestirn, die Plejaden, das die Wintersonne, den Nergal, darstellt (S. 34). Auch die Stürme finden ihre Erklärung, denn die Plejaden sind noch nach Hesiods Erklärung das Gestirn, dessen 40-tägiges Verschwinden die Zeit der Stürme bedeutet. Die großen Götter Bel, als Herr des himmlischen Erdreichs und oberster Gott überhaupt, und Ea setzen deshalb Sin, Schamasch und Istar ein, „um den Himmelsdamm in Ordnung zu halten" (S. 25). Die Sieben aber, auf dem Himmelsdamm einhergehend, greifen Sin, den Mond, an und belagern ihn. Sie gewinnen Schamasch für sich, so daß er Sin nicht hilft — der Mythus weiß, woher der Mond sein Licht hat. Istar weilt gerade bei Anu, d. h. sie steht in einem fernen Teile des Tierkreises — „und strebte danach, Himmelskönigin zu werden" (als Gattin Anus, vgl. Esther). Als Bel die Bedrängnis Sins vernimmt, schickt er zu Ea um Hilfe. Dieser entsendet seinen Sohn Marduk, um den Belagerten zu befreien. Hier bricht das uns erhaltene Stück ab. Der Schluß ist aber selbstverständlich und seine Bedeutung klar: Marduk bringt die Hilfe, d. h. der Frühlingsgott vertreibt die winterlichen Mächte, damit ist zugleich angegeben, daß der bedrängte Mond der Frühjahrsmond ist, daß also der Kampf gegen die Sieben dasselbe ist, wie der Kampf gegen Tiamat, nur auf den Mond zugeschnitten.

Die wieder sichtbar werdende Mondsichel (babylonisch askaru) ist das Zeichen der Befreiung des Mondes aus seiner Belagerung durch die feindliche Macht. Diese ist dasselbe wie Tiamat, also

gewöhnlich als Drache dargestellt. Bei Mondfinsternissen erheben die Naturvölker einen möglichst großen Lärm, um das den Mond bedrohende Ungeheuer zu verscheuchen. Die orientalischen Völker begrüßen die neue Mondsichel mit dem Jubelgeschrei hilâl hilâl, wie danach der Neumond heißt, und die Hebräer verkünden das Sichtbarwerden durch Posaunenstöße — eine altorientalische Art des modernen Kanonenschlages, welcher die maßgebende Zeitstunde angiebt — denn der Tag des hilâl ist der erste des Monats. Vom Jubelruf hilâl ist das hebräische Wort hillêl abgeleitet, das dann einfach bedeutet: jubeln, lobpreisen. Daher Halleluja „lobet Ja (Jehova)". Der ganze Freudenlärm ist ein Rest des Lärms der hilfsbereiten Menge, die dem bedrängten Mondgott ihren Diensteifer bekunden will. Als solchen läßt ihn das arabische Neujahrsfest, das der Islam herübergenommen hat, noch erkennen.

Die Pilgerschaftszeremonien in Mekka werden überhaupt erst aus dem babylonischen Neujahrsfest verständlich. Das Pilgerfest findet ebenfalls als Jahresabschluß statt, der Monat dhu-'l-higga, der Wallfahrtsmonat, ist der letzte im Jahre. Die Pilgerprozession besteht aus einem Lauf zwischen zwei etwa 2 Stunden aus einander liegenden Stationen, Araba und Muzdalifa, und dieser wiederholt sich im kleinen (!) zwischen den beiden beim Heiligtum, der Kaaba, gelegenen kleinen Höhen el-Çafa und el-Marwa. Der Weg zwischen diesen beiden heißt die Laufstraße (el-mas'a). Das ist zweimal dasselbe Bild. Sonne und Mond legen — nach der Zweiteilung — den Weg zwischen den beiden Tagesgleichenpunkten zurück — dem West- und Ostpunkt, die Nebo und Marduk gehören. Ebenso zieht der Sonnengott in seiner Neboform von seinem Heiligtum aus, um Marduk zu besuchen und selbst zum Marduk zu werden. Dieser zieht dann auf der Prozessionsstraße Ai-iburschabu aus. Eine besonders merkwürdige und bisher unerklärte Zeremonie ist beim islamischen Hagg das Werfen mit Steinen an bestimmten Punkten und das labbaika-Rufen. Dieser Ausruf bedeutet „zu Diensten" und erklärt sich nun ohne weiteres als der Ruf derjenigen, welche dem bedrängten Frühjahrsmond zu Hilfe kommen. Mit den Steinen soll der bedrängende Feind (Tiamat) geschreckt werden. Das Steinwerfen wird besonders an den drei letzten Tagen (Zahl der Neumondtage, am 3. wird er sichtbar) an drei Punkten wiederholt. Diese Tage heißen taschrîq d. i. der Sonnenaufgang, also der Eintritt des Frühjahrs. Der erste davon heißt der Anfang (nahr von Beginn des Tages und Monates gebraucht, also Neumond), der

dritte Tag des Trompetenblasens (nagr), denn er ist der Tag, wo die Mondsichel bei den Juden mit Posaunen begrüßt wird, der vierte Tag ist dann der des Anfanges (çadr) des Jahres und des Monates nach Beendigung der Festzeit. Die Betonung der Mondfeierlichkeiten erklärt sich daraus, daß das alte mekkanische Heiligtum dem Mondgotte Hobal gehörte. Der Mond ist das Zeichen des Islam geblieben. Die gesamten Pilgerschaftszeremonien dauern vom 9. bis 13. des dhu-'l-higga, der taschrîq umfaßt die drei letzten davon. Es sind also die fünf Tage des Neujahrsfestes nach Epagomenenrechnung.

Die drei großen Gestirngötter stehen nach dem babylonischen Schema im Verhältnis von: Sin Vater, Schamasch Sohn, Istar Tochter, letztere beiden zugleich Gatten (S. 37). Nach dem anderen Schema (so kanaanäisch und südarabisch) ist umgekehrt die Sonnengottheit weiblich und die des Planeten Venus männlich. Dabei ist aber zu beachten, daß das nur die hauptsächlichen Gestalten der Gottheit sind. In sich ist jede vollkommen, und da die Vollkommenheit weder männlich noch weiblich ist, sondern beides zusammen, so hat auch jede Gottheit noch ihre eigene ergänzende Hälfte zur Seite, die männlichen eine weibliche und die weiblichen eine männliche.*) Aus beiden Thatsachen erklären sich leicht die verschiedenen Erscheinungsformen in den örtlich und zeitlich verschiedenen Kulten. Apollo, der Sonnengott, hat Artemis (Istar) zur Schwester. Diese erscheint auch als Mondgöttin, da die drei Gestirne in einander übergehen. Artemis ist die Jägerin, wie der männliche Planet Venus, der Athtar der Südaraber, welcher dem Adonis und dem Orion (S. 47) entspricht. Als jungfräuliche Göttin ist Artemis die Istar in der Unterwelt, Kore (S. 38), als Liebesgöttin ist sie die schaumgeborene Aphrodite Anadyomene, d. h. die Venus oder die Frühlingsnatur, die aus dem Wasserreiche oder dem der Unterwelt wieder emportaucht, gerade so wie es Marduk im Frühjahre thut, der darum der Sohn Eas ist.

*) Das hat zu manchen merkwürdigen Kultformen geführt: die mannweibliche Istar ist bekannt als die bärtige Venus des klassischen Altertums. Die Prostitution als Kulteinrichtung der Aphroditetempel findet sogar ihre Ergänzung nach der unnatürlichen Seite hin durch die Heiligung des Buhlknaben als Gegenstück dazu. Wie die Jungfrau-Mutter sich als Typus der göttlichen Vollkommenheit darstellen soll, so andererseits der gebärende Gott (Zeus und Athene). Das Unwesen der Gallen, der Verschnittenen, bei den kleinasiatisch-„hethitischen" Völkern erklärt sich ebenfalls hieraus. Die Zeugung soll geschlechtlos sein, wie die göttliche Vollkommenheit die Geschlechter nicht unterscheidet.

Wenn Istar oder Athtar so ebenfalls zur Sommer- und Wintergottheit werden, so erklärt sich daraus der Adonis- oder orientalisch gesprochen Tammúz-Mythus in seinen verschiedenen Formen. Der Gatte ist vom Eber (S. 45) getötet, darum steigt Istar in die Unterwelt hinab, um ihn wieder zu holen. Hier spielt die weibliche Gottheit die Hauptrolle, die männliche Hälfte tritt zurück. Diese Istar ist also die Sonne und die ganze Natur, die in die Winterhälfte eintritt. Während Istar in der Unterwelt ist, hört daher alles Leben der Natur auf, alles erstarrt, Schneewittchen liegt im Sarge, Dornröschen im Schlummer. Die babylonische Legende schildert wie Istar die sieben Tore — also die sieben Abteilungen (S. 34) — der Unterwelt durchschreitet und schließlich dort gewaltsam zurückgehalten wird: Dornröschen von der Hecke, Brunhild von der Lohe der Unterwelt (Hölle) umgeben. Als nun aber das Weltgetriebe still zu stehen droht, wird der Bote zur Unterwelt geschickt, der Istar wieder emporholt, worauf das Leben der Natur von neuem anhebt. So lange sie im Winterschlafe lag, ist die Natur jungfräulich, Istar also die männerfeindliche Artemis, mit ihrem Emporsteigen wird sie die befruchtete Natur, die Liebesgöttin, die nach ihrer Vereinigung mit dem Gemahl ihn wieder hinabsinken sieht.

Das sind die Grundlagen der babylonisch-altorientalischen Götter- und Weltenlehre, mit ihrer Hilfe ist es für den, der die Sprache der Mythologie und Legende versteht, leicht, jeden einzelnen Mythus auf seine Ursprünge zurückzuführen. Unendlich mannigfaltig sind die Einkleidungsformen, im alten Orient selbst, wie in der Verbreitung über die übrige Welt, um so kleiner ist die Zahl der Grundgedanken. Der ewige Wechsel von Nacht zum Licht, der Kreislauf der Natur, wie er in den Sternen geschrieben steht, das ist immer wieder der Gegenstand, den Mythus, Legende und Märchen behandeln.

Die Beispiele für die Rechnung auszuführen, würde einer Erklärung der gesamten Mythologie gleichkommen. Von dem Zahllosen, das sich selbst auf den ersten Blick darbietet, sei nur ein Beispiel gewählt, das der Zeit und dem Raume nach dem Babylonischen scheinbar unendlich fern liegt, sodaß Beider Verknüpfung nach unseren gangbaren *geschichtlichen* Vorstellungen einfach unmöglich ist. Das Babylonien des 6—4. Jahrtausends v. Chr. und das Slaventum des 7—12. Jahrhunderts n. Chr. können auf keine Weise mit einander in Berührung gebracht werden, weder historisch noch auf dem auch

schon etwas in Mißachtung geratenen Wege der Rassenverwandtschaft auf Grund der Sprache. Babylonier und Indogermanen haben nichts mit einander zu thun, und Babylonien lag in den letzten Zügen, als die ersten Indogermanen in seinen Gesichtskreis getreten sind.

Die Slaven der norddeutschen Tiefebene verehrten: Gerovit, den Frühlingssieger (Marduk), den Kriegsgott Radigast (Ninib-Mars), den schwarzen Gott Cernebog (Nergal, vgl. S. 46), den dreiköpfigen Triglav, in dem wir die Dreiteilung des Weltgebäudes wieder zu erkennen haben, denn er wird erklärt als Gott von Himmel, Erde und Unterwelt! Ferner den vierköpfigen Swantewit, dessen je zwei Köpfe nach vor- und rückwärts gerichtet waren. Ebenso wurde der römische Janus — der Mondgott von jana „Mond" — dargestellt mit zwei oder auch vier nach den entgegengesetzten Seiten blickenden Gesichtern, und ebenso das babylonische Tierkreiszeichen der Zwillinge (S. 37)! Weiß sind die Haare des Mondgottes (S. 43) und sein Roß ist daher ein Schimmel, wie das des einäugigen (ebenfalls Mondmotiv) Wodan. Auch Swantewit durchreitet die Lande auf weißem Rosse. Triglav hat sowohl drei Menschen-, als drei Ziegenhäupter, die Ziege als Bild des ersten Tierkreiszeichens und damit des höchsten Gottes haben wir erklärt (S. 42). Im Frühjahr muß man auf den Ruf des Kuckucks achten, wenn man wissen will, wie lange man leben wird — zum Beginn des Jahres beraten und bestimmen ja die Götter das Schicksal (S. 51). Der Kuckuck aber ist der Vogel der Siwa, der Ceres, die im Frühling wie Istar wieder zu neuem Leben ersteht. Der Frühjahrsgott oder die Frühjahrsgöttin, Marduk, der nach der Besiegung der Dunkelheit nunmehr die Welt regiert, wird von den Göttern bestimmt, die Weltgeschichte für die Zukunft zu lenken und sie der Menschheit in seinen Offenbarungsformen zu verkünden.

Die babylonische Legende vom Frühjahrsmond.

(vgl. S. 54)

(Es fehlt der Anfang, worin gesagt war, daß ein Bote zu Bel geschickt wird, der ihm von der Bedrohung Sins durch die Sieben Kunde bringen soll.)

„Die Wintertage, die bösen Götter sind es.
Die unwiderstehlichen Götter, welche auf dem Himmelsdamm erzeugt sind.[1])
Sie sind es, welche die Krankheit bringen.
Unterstützend das Böse, welche täglich auf Übel [denken, bemüht sind] die Schlinge zu werfen.
Von den Sieben ist der erste ein Gewitter[wind . . . . .
Der zweite ist ein Ungeheuer . . . .; das Niemand [besiegen kann].
Der dritte ist ein Panther . . . . .
[Der vierte eine Sch]lange . . . . .
Der fünfte ein wütiger abbu, welcher zu . . . . .
Der sechste ist ein hervorbrausender . . . . ., der gegen Gott und König [sich empört?]
Der siebente ist der böse Sturmwind, der . . . . .
Sieben sind es, die Boten Anus[2]), ihres Königs.
Über alle menschlichen Wohnstätten bringen sie Trübes,
Die Unheilswolke, welche am Himmel grimmig einherjagt, sind sie.
Der Stoß der hervorbrechenden Winde sind sie, der am hellen Tage Finsternis veranstaltet.[3])
Mit dem Unwetter, dem bösen Winde gehen sie einher.
Der Gewitterguß Adads, die kriegerische Verwüstung sind sie.
Zur Rechten Adads gehen sie einher,
Am Grunde des Himmels wie Blitze zucken sie.
Die Schlinge zu werfen gehen sie voran,
Am weiten Himmel, dem Wohnsitz Königs Anu, stehen sie feindlich, ohne das ihnen einer Stand hielte".
Als Bel diese Kunde vernahm, da erwog er die Sache bei sich,
mit Ea, dem hehren massû der Götter, beriet er.
Sin, Schamasch und Istar zur Verwaltung des Himmelsdammes setzten sie ein[4]), mit Anu die Herrschaft über den ganzen Himmel teilt er ihnen zu den Dreien, den Göttern, seinen Kindern;
Nacht und Tag dort Dienst zu verrichten ohne Unterlaß bestellte er sie.
Als nun die Sieben, die bösen Götter, auf dem Damme des Himmels einherzogen[5]), legten sie sich vor den „Leuchter" Sin mit Gewaltthat (als Belagerer).

---

[1]) S. 44.
[2]) S. 29.
[3]) Die Plejaden als Gestirn, welches die Sturmzeit bestimmt, noch jetzt heißt der heiße Frühlingssturm in Syrien ʻarbaʻîn = Vierzigtägiger (S. 44!), in Ägypten chamsîn = Fünfzigtägiger (vgl. Pfingsten).
[4]) S. 22, 25, 38.
[5]) d. h. als Nergal — während der vierzig Tage — auf Erden und dem himmlischen Erdreich herrschte.

Den Helden Schamasch[1]), den kriegerischen Adad, machten sie zu ihrem Bundesgenossen.
Istar hatte beim König Anu ihre herrliche Wohnung bezogen und strebte danach Königin des Himmels zu werden.[2])

Etwa 4 Verse fehlen.

Als nun die Sieben . . . . .
Im Beginn des Jahresanfangs,[3]) zu verüben . . . . .
Böses . . . . .
Für immer sein herrlicher Mund . . . . .
Sin . . . . . das Geschlecht der Menschen . . . . .
Das Werk des Landes . . . . . lag öde, niedergedrückt in Trübsal.[4])
Sein Licht war verdunkelt, auf seinem Herrensitz saß er nicht.
Die bösen Götter, die Boten des Königs Anu,
welche unterstützen das Böse . . . . . dröhnen sie, nach Übel trachten sie.
Aus dem Himmel heraus, wie ein Wind über das Land stürzen sie.
Bel sah am Himmel des Helden Sin Verdunklung.
Der Herr sprach zu seinem Diener Nusku:
„Mein Diener Nusku, eine Botschaft bringe zum Ocean,[5]) die Kunde von meinem Sohne Sin, der am Himmel elend verdunkelt ist, Ea im Ocean melde es“.
Nusku, das Wort seines Herrn vernahm er,
Zu Ea nach dem Ocean ging er.
Zum Fürsten, dem hehren massû, dem Herrn Nugimmud (Ea) trug Nusku das Wort seines Herrn hinüber.
Ea im Ocean vernahm die Kunde:
Er biß seine Lippe,[6]) voll Wehklagen war sein Mund.
Ea sprach zu seinem Sohne Marduk[7]) und ließ ihm das Wort vernehmen: „Gehe, mein Sohn Marduk,
Den Fürstensohn, den »Leuchter« Sin, welcher am Himmel elend verdunkelt wird:
Seine Verdunklung wandle in Licht,
Die Sieben, die bösen Götter, die unbotmäßigen,
Die Sieben, die bösen Götter, welche wie die Sintflut hervorbrechen, das Land heimsuchen:
Vor den »Leuchter« Sin haben sie sich gelegt mit Gewaltthat,
Den Helden Schamasch und Adad, den Tapfern, haben sie zu ihren Bundesgenossen gemacht.

Rest fehlt.

---

[1]) Da der Mond das Licht von der Sonne empfängt, so muß der Sonnengott mit den Sieben — Nergal d. i. die Wintersonne! — im Bunde sein, wenn der Mond verdunkelt ist.

[2]) Das dritte der drei den Tierkreis zu regieren bestimmten Gestirne steht in dem Anu gehörenden Teile, d. h. fern von der Stelle wo der Frühlingsmond stattfindet (an der Grenze von Bels und Eas Reich).

[3]) Frühjahrsmythus!

[4]) Vom Sonnen- = Tammuzmythus übernommen; Die Natur liegt tot im Winter. S. 57.

[5]) S. 29.

[6]) Ausdruck des Schmerzes.

[7]) Auch hier ist also Marduk der Helfer, welcher die feindliche Gewalt beseitigen muß.

Inhalt.

Litteratur.

Dupuis, Origine des constellations 1781. Origine de tous les cultes 1794. Zodiaque chronologique 1806.
Volney, Les ruines 1791. Deutsch von G. Forster, Berlin 1792 u. ö. hg. von Habs in Reclams Universalbibliothek.
Verschiedene Schriften von Nork.

Gunkel, Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit. Göttingen 1895.
Hommel, Aufsätze und Abhandlungen S. 236 ff. München 1900 ff.
Stucken, Ed., Astralmythen. Leipzig 1896—1901.
Winckler, Geschichte Israels II. Leipzig 1900.
Winckler, Die altbabylonische Weltanschauung (in „Preußische Jahrbücher" hg. von Hans Delbrück 1901. Mai-Heft).



Die Sternbilder des Fixsternhimmels,
nach Volney, Les ruines.



Die Unterhaltungslitteratur der alten Ägypter

Von

Dr. Alfred Wiedemann
Professor an der Universität Bonn



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1902

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

3. Jahrgang, Heft 4.

Die Angaben der griechischen Schriftsteller über die Weisheit der Ägypter, die steife Haltung der Bildnisse von Göttern und Menschen, die große Bedeutung des Totenkultes hatten seit alters zu der Ansicht geführt, das altägyptische Volk habe abwechslungsarm dahin gelebt, sich wesentlich mit dem Nachdenken über den Tod und tiefe religiöse oder philosophische Fragen beschäftigt, sei jeder Zerstreuung abhold gewesen. Man ward in dieser Anschauung bestärkt, als nach Entzifferung der ägyptischen Schriftzeichen zunächst außer königlichen Prunkinschriften fast ausschließlich religiöse Werke zum Vorscheine kamen. Um so größer war das Aufsehn, das es erregte, als 1852 Emmanuel de Rougé in einem aus der Zeit um 1250 v. Chr. stammenden Papyrus, den ihm eine Paris besuchende englische Dame, Elisabeth d'Orbiney, geliehen hatte, ein Märchen fand. In wissenschaftlichen Kreisen wollte man anfangs die neue Thatsache überhaupt nicht als zu Recht bestehend anerkennen. Man versuchte zu erweisen, daß der Text keine schlichte Erzählung enthalten könne, er ergebe vielmehr eine im Volkstone berichtete Göttermythe. Zuerst schlug man als solche die Osirissage vor, und als die Angaben des Papyrus dieser nicht genügend entsprechen wollten, vermutete man, es wären wohl Züge aus kleinasiatischen Berichten über Atys, Adonis und andere Gestalten in die ägyptische Mythe hinein verwoben worden. Auch dieser Ausweg ergab kein befriedigendes Resultat und man begann sich daher allmählich mit dem Gedanken abzufinden, daß auch im Nilthale sich das Volk an Märchen ergötzt habe, als neue Texte an das Tageslicht traten, die jeden Zweifel heben mußten.

Im Jahre 1864 entdeckte man unweit des Tempels von Dêr el bahari zu Theben eine Holzkiste, die neben zahlreichen koptischen Urkunden auch einige aus der jüngern Periode des alten Ägyptens stammende litterarische Papyri, vor allem ein in demotischen Schriftzeichen niedergeschriebenes Zaubermärchen vom Prinzen Setna enthielt.

Von diesem Zeitpunkte an folgte Fund auf Fund. Wir besitzen jetzt so mannigfache Überreste einer nichtreligiösen altägyptischen Litteratur, daß die Vermutung berechtigt erscheinen muß, der Umfang derselben werde im Altertum nicht geringer gewesen sein als der der religiösen Schriftstellerei. Wenn die Zahl der erhaltenen Werke bislang dieser Vorstellung noch nicht völlig entspricht, so muß man im Auge behalten, daß im Nilthale wesentlich Tempel und Gräber erhalten blieben, und daß derartige Anlagen im allgemeinen nicht als Aufbewahrungsort für leichtere Litteratur benutzt zu werden pflegten. Wenn sich trotzdem hier und da auch in den Necropolen Märchen und Sagen gefunden haben, so liegt die Erklärung für solche Ausnahmen in der ägyptischen Anschauung, daß das Jenseits die unmittelbare Fortsetzung des Diesseits sei, und daß unter dieser Voraussetzung der Mensch wünschen mußte, wenn er von hinnen geschieden sei, der gewohnten Lektüre nicht völlig zu entbehren. Andere Überreste schöner Litteratur entdeckte man in den Schutt- und Abfallhaufen alter Städte, in welche sie seinerzeit als wertlos gewordene Papyrusstücke geworfen worden waren; freilich pflegen sie in solchen Fällen stark vermodert und von Insekten und Würmern beschädigt zu sein. Endlich kommt es vor, daß in Grabinschriften, auf Stelen und ähnlichen Denkmälern Erzeugnisse dieser Litteraturzweige auftreten, wenn auch die Zahl derartiger erfreulicher Lichtblicke in dem phrasenhaften Einerlei der offiziellen Denkmäler eine bedauerlich geringe geblieben ist. Nur wenige der besprochenen alten Werke sind vollständig auf unsere Zeit gekommen, meist besitzen wir nur Bruchstücke derselben. Aber diese genügen doch, um einen Einblick in diese Seite des Wesens des altägyptischen Volkes zu gestatten, und erscheinen in ihrer Durchführung auch sonst interessant genug, um den Versuch nahe zu legen, auf den folgenden Seiten in Kürze ein Bild ihres Inhaltes und ihrer Bedeutung zu entwerfen.

So gut wie nichts wissen wir von altägyptischen Volksliedern. Und doch kann man nach Maßgabe der Sitten des heutigen Orientes annehmen, daß es deren eine große Menge gegeben haben wird. Keine einzige schwerere Arbeit wird in unsern Tagen im Nilthale verrichtet, ohne daß die Arbeiter dazu ein einförmiges, sich unendlich oft in gleicher Melodie und meist auch in gleichem Wortlaute wiederholendes Lied sängen. Im Altertume wird dies nicht anders gewesen sein, und, wenn die Überlieferung hier im allgemeinen versagt, so erklärt sich dies ohne weiteres daraus, daß man überall

das Alltägliche aufzuzeichnen verschmäht, und daß der ägyptische Schreiber als vornehmer Herr das Gesinge des niedern Volkes verachtet und es nicht für angemessen gehalten haben wird, derartige Machwerke der Nachwelt zu überliefern. Hat es doch auch in neuerer Zeit lange gedauert, bis die Wissenschaft es für zulässig hielt, dem Volksliede und der Bauernerzählung Aufmerksamkeit zu schenken. Die wenigen Abweichungen von dieser Sitte des Verschweigens, denen man in den Inschriften begegnet, sind dadurch entstanden, daß man in den Gräbern möglichst genau die Begebenheiten des diesseitigen Lebens, welches ja dem jenseitigen entsprach, abzubilden trachtete. Bisweilen fügte man den Bildern die Worte bei, welche die dargestellten Arbeiter während ihrer Thätigkeit sprachen, ihre Unterhaltungen, ihre Ausrufe und dabei auch ihre Gesänge. Da es in solchen Fällen vorkommt, daß der gleiche Wortlaut in verschiedenen Gräbern auftritt, so liegen hier nicht einmal erfundene Dichtungen vor, sondern volkstümliche Weisen, die in weitern Kreisen bekannt und beliebt waren.

So singt der Hirte, wenn er seine Schafe über die Felder treibt, von denen die Überschwemmung noch nicht völlig zurückgetreten ist, auf denen er also noch im Schlamme waten muß, den Tieren zu: „Euer Hirte ist im Wasser bei den Fischen, mit dem Wels spricht er, mit dem Fisch begrüßt er sich". — Ein anderes Lied wird von den Bauern bei der Arbeit verwendet, welche unserm Dreschen entspricht. Im Nilthale war der Dreschflegel unbekannt. Man schüttete die Ähren auf der Tenne aus und trieb dann, wie dies auch bei den Israeliten geschah, Ochsen hinüber, welche durch den Tritt ihrer Hufe die Körner von den Hülsen lösten. Dabei ward mit verschiedenen Variationen gesungen: „Drescht für Euch, drescht für Euch, Ihr Ochsen, drescht für Euch! Drescht für Euch Stroh zum Futter, drescht Korn für Eure Herrn! Gönnt Euch keine Ruhe, kühl ist ja heute der Tag!"

Viel Witz ist in diesen Liedern nicht enthalten, darin ähneln sie der Arbeiterpoesie aller Länder und Zeiten. Über die Melodien, nach denen gesungen ward, wird nichts überliefert, doch kann man bedenkenlos auf Grund der modernen Analogien annehmen, daß dieselben nicht sehr kunstvoll und abwechslungsreich gewesen sein werden, und daß sie vermutlich den traurigen Tonfall zeigten, den das Arbeitslied des armen, schwer gedrückten Landvolkes zu allen Zeiten geliebt hat.

Weit zahlreicher als Volkslieder sind in der ägyptischen Litte-

raturüberlieferung Liebeslieder erhalten. Auch hier konnte man auf deren große Zahl bereits aus den späteren orientalischen Verhältnissen Rückschlüsse ziehen. Man brauchte dabei nur an die Märchen von Tausend und Einer Nacht zu denken, wie da dem Liebhaber sofort die Verse zuströmen, der zahllosen anderweitig überlieferten ähnlichen Erzeugnisse arabischer Poesie zu geschweigen. Auch darin bietet sich eine Parallele zu diesen morgenländischen Werken dar, daß die Liebe, welche die Lieder behandeln, nur in Ausnahmefällen eine sentimentale ist, meist dagegen das Gefühl einen sehr drastischen, realistischen Ausdruck findet. Drei aus der Zeit um 1200 v. Chr. stammende Sammlungen von Liebesliedern sind bisher aufgefunden worden. Die umfassendste steht in einem Londoner Papyrus, der daneben Sagen und Märchen enthält; kleinere ergeben ein Turiner Papyrus und eine von Spiegelberg in ihrem Werte erkannte Scherbe des Museums zu Gizeh. Diesen Kompilationen tritt eine Stele im Louvre zur Seite, welche das Lob einer schönen Frau, einer Königin aus der Zeit um 700 v. Chr., mit den Worten besingt:

„Die Süße, süß an Liebe; die Süße, süß an Liebe vor dem Könige; die Süße, süß an Liebe vor allen Männern; die Geliebte vor den Frauen; die Königstochter, die süß ist an Liebe. Die Schönste unter den Frauen, ein Mädchen, dessen Gleichen man nicht sah. Schwärzer als das Dunkel der Nacht ist ihr Haar, schwärzer als die Beeren des Schwarzstrauches(?). Härter sind ihre Zähne(?) als die Feuersteinsplitter an der Sichel. Blumenkränze sind ihre beiden Brüste, festliegend an ihrem Arm“.

Leider bricht der Text damit ab und unterrichtet nicht weiter über die Vorstellung, die sich der antike Dichter über das weibliche Schönheitsideal gebildet hatte, eine Frage, zu deren Beantwortung auch sonst das litterarische Material versagt. Diese Lücke ist um so mehr zu bedauern, als die Bildwerke zeigen, daß auf diesem Gebiete der altägyptische Geschmack in vielen Stücken im Gegensatze stand zu dem des jetzigen Ägypters, dagegen mehrfach an die Anschauungen des Wüstenarabers erinnert. Rückschlüsse gestatten da vor allem die Bilder von Göttinnen und, in gewissem Maße, auch die von Königinnen, bei deren Vorführung man sich bestrebt haben wird, eine Idealisierung der Gestalten eintreten zu lassen. Aus ihnen geht hervor, daß man während der ganzen klassischen Zeit des Ägyptertumes mit wenigen Ausnahmen, wie beispielsweise unter der Regierung des neuerungssüchtigen Königs Amenophis IV., wie bei dem männlichen Körper, so auch bei dem weiblichen die magern,

wenig entwickelten Formen bevorzugte. Erst im äthiopischen Reiche, und in der Ptolemäerzeit auch in Ägypten selbst, suchte man gelegentlich den Göttinnen eine volle, fettreiche Gestalt zuzuschreiben. Das Ideal der ältern Zeit war, wie die Untersuchung der Mumien zeigt, durch die thatsächlichen Verhältnisse gegeben. Der alte Ägypter wie die Ägypterin zeichneten sich durch schlanke, sehnige Gestalten aus. In jüngeren Perioden mag dann in Folge der Mischung mit anderen Volksstämmen, des Haremslebens u. s. f., eine Veränderung des Typus und, damit Hand in Hand gehend, des Schönheitsideales eingetreten sein.

Einige Proben aus den Liedersammlungen werden am besten die Art und Weise dieser Werke zeigen; die Ähnlichkeiten und die Unterschiede von der Poesie anderer Völker in Ausdruck und Auffassung drängen sich dabei ohne weiteres auf. So zeigt gleich die erste einen entfernten Anklang an das Motiv von Hero und Leander:

1. „Die Liebkosungen der Geliebten sind auf jenem Flußufer, ein Flußarm ist dazwischen, ein Krokodil steht auf der Sandbank. Ich aber steige in das Wasser und neige mich nieder in die Flut. Mein Mut ist groß in dem Gewässer, die Wogen sind wie Land für meine Füße. Die Liebe zu ihr giebt mir die Kraft. Ach! Sie gab mir einen Zauber für die Gewässer".

2. „Küsse ich sie und sind ihre Lippen offen, so bin ich begeistert auch ohne Bier. Wenn die Zeit gekommen ist, das Lager zu bereiten, oh Diener, so sage ich Dir: Lege feines Linnen zwischen ihre Glieder, ein Lager für sie aus königlicher Leinewand, gieb acht auf das verzierte weiße Linnen, das besprengt ist mit dem feinsten Öl".

3. „Oh wäre ich doch ihre Negerin, die ihr auf dem Fuße folgt. Ach! Dann sähe ich mir zur Freude die Gestalten aller ihrer Glieder".

4. „Die Liebe zu Dir durchdringt mein Inneres, wie [der Wein] das Wasser durchdringt, wie der Wohlgeruch den Gummi durchdringt, wie der Saft [der Flüssigkeit] sich mischt. Und Du, Du eilst um Deine Geliebte zu sehen, wie das Roß auf dem Schlachtfelde. Der Himmel bildete ihre Liebe, wie die Flamme [in das Stroh] kommt, und [sein Verlangen] wie der Sperber, der niederstößt (?)".

5. „Ist nicht mein Herz wohlgeneigt Deiner Liebe? . . . . . Nicht werde ich mich (von der Liebe) trennen lassen, und wenn man mich prügelte . . . . bis zum Syrerland mit Stöcken und Knüppeln,

bis Nubien mit Palmruten, bis zum Hochlande mit Gerten, bis zum Tieflande mit Zweigen. Nicht werde ich hören auf ihren Rat, mein Verlangen aufzugeben".

6. „Ich werde mich niederlegen in der Behausung, ich werde krank sein von Unbill. Oh! Herein kommen meine Nachbarn um nach mir zu sehen. Da kommt meine Geliebte mit ihnen, sie macht die Ärzte zum Spotte, denn sie kennt meine Krankheit".

7. „Beim Landhause meiner Geliebten, dessen Wasserbecken in der Mitte ihres Besitzes liegt, thut sich der Thürflügel auf, der Riegel öffnet sich, meine Geliebte ist zornig. Oh! Machte man mich doch zum Thürhüter, ich machte sie zornig auf mich. Dann hörte ich ihre Stimme, sie die Zornige, ein Kind wäre ich vor Schrecken".

8. „Du Schöner! Mein Herz steht danach die Speisen für Dich zu bereiten als Deine Hausherrin, mein Arm sollte ruhen auf Deinem Arm. Wenn Du abwendetest Deine Liebeskosungen, dann würde mein Herz sagen in meinem Innern, in meinem Flehen: Mir fehlt mein großer (Freund) in dieser Nacht, und so bin ich wie ein Mensch, der im Grabe weilt. Denn, bist Du mir nicht Gesundheit und Leben? Dein Nahen giebt Wonne über Dein Wohlsein meinem Herzen, das Dich suchte".

9. „Die Stimme der Taube ruft, sie spricht: Die Erde ist hell, wo ist mein Weg? Du Vogel, Du rufest mich! Aber ich, ich fand meinen Geliebten auf seinem Ruhelager. Mein Herz ist glücklich über alle Maßen, und jeder von uns spricht: Nicht werde ich mich (von Dir) trennen. Meine Hand ist in Deiner Hand. Ich wandle und bin mit Dir an jedem schönen Orte, Du machtest mich zum ersten der schönen Mädchen, nicht kränktest Du mein Herz".

Mitten zwischen den Liebesliedern der Londoner Sammlung steht ein Lied, welches in diesem Zusammenhang zunächst sonderbar anmutet: „Der Gesang, welcher angebracht ist im Grabtempel des seligen Königs Antef, welcher dort steht vor dem Sänger zur Harfe". Er lautet: „Es ist ein Befehl des guten Herrschers (d. h. des Gottes Osiris), eine schöne Bestimmung, daß der (menschliche) Körper dahin schwindet im Vorübergehen, während andere Dinge bestehen bleiben seit der Zeit der Vorfahren. Die Götter, die früher bestanden, ruhen in ihren Grabbauten, die Würdengeschmückten und die glänzenden Geister sind in gleicher Weise bestattet in ihren Gräbern. Die sich Grabtempel erbauten, haben keine Stätte mehr. Siehe, ihre Thaten, was sind sie (geworden)? Ich hörte die Worte des Imhetep und des Hordudif, die außerordentlich gepriesen werden

wegen ihrer Worte. Wo ist ihr Platz und was zu ihnen gehörte? Ihre Mauern sind vernichtet, nicht besteht mehr ihre Stätte als wären sie nie gewesen. Nicht kommt einer von dort, der ihre Gestalt beschriebe, der ihre Angelegenheiten schilderte, der unser Herz bewegte an den Platz zu gehen, von dem sie gingen. — Beruhige Du Dein Herz, indem Du Dein Herz dagegen (gegen den Gedanken an die Vergänglichkeit des Irdischen) ankämpfen läßt. Folge Deinem Herzenswunsche, da Du ja (noch am Leben) bist! Thue Wohlgeruch auf Dein Haupt, Dein Kleid bestehe aus feinster Leinewand, gesalbt mit den ächten wunderbarsten Stoffen unter den göttlichen Dingen. Thue noch mehr Erfreuliches als Du bisher thatest, lasse nicht Dein Herz ermüden. Folge Deinem Herzen und dem, was Dir schön dünkt. Verrichte Deine Angelegenheiten auf Erden nach dem Befehle Deines Herzens bis zu Dir kommt jener Tag des Wehklagens, an dem jener Gott, dessen Herz stille steht (d. h. Osiris), nicht erhört ihre (der Sterbenden) Wehklagen. Nicht erringt man durch Weinen das Herz (das Leben) eines Menschen, der im Grabe weilt. — Wohlan! Begehe einen frohen Tag, nicht ruhe an ihm. Siehe! Nicht ward es dem Menschen gegeben, seinen Besitz mit sich zu nehmen. Siehe! Nicht giebt es jemanden, der dahingegangen und wiedergekommen wäre".

Den Zweck dieser Worte lehrt eine Schilderung Herodots, die in ähnlicher Weise wie dies auch durch andere antike Autoren geschieht, berichtet, daß man bei den ägyptischen Gastmählern eine Mumiengestalt herumgereicht habe mit dem Zuruf: „Auf diesen hinblickend trinke und sei fröhlich, denn wenn Du stirbst, wirst Du diesem ähnlich sein!" Der Gedanke an den Tod soll nicht traurig stimmen, sondern zu immer größerem Lebensgenusse ermahnen, im Gegensatze zu der Auffassung der jüdischen Spruchsammlungen, die, wie vor allem die sogenannte Weisheit Salomonis, in derartigen Gedankengängen die Empfindungen der Gottlosen sehen. Im Nilthale finden sich öfters in den Gräbern Texte, welche das Lied aus dem Grabtempel des Königs Antef bald fast wörtlich, bald wenigstens in den Hauptgedanken wiederholen, und immer wieder von neuem betonen, daß das Leben kurz sei und man nicht wisse, was dann folge, also solle man fröhlich sein, so lange man es vermöge. Die Stelle, an der diese Ermahnungen angebracht werden, zeigt am besten, daß solche Auffassung nicht als religionswidrig galt, sondern als die richtige, der Gottheit genehme Lebensweisheit. Der Ägypter hat hier, wie überall, das Leben im Diesseits von der heitern

Seite zu nehmen gesucht, und es denn auch so erfreulich gefunden, daß er sich für das Jenseits nichts besseres zu wünschen wußte, als dort im Kreise der Götter ewiglich in derselben Art weiter zu leben, wie er es hinieden an den Ufern des Niles gethan hatte.

Lebensphilosophie will also dieses Lied lehren, aber nicht nur mit dieser einen Frage, ob und wie man das Leben genießen solle, haben sich die Ägypter abgegeben, wenn sie über das Dasein und seine Bedingungen nachdachten, auch andere philosophische Probleme haben sie in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen gesucht. Bei der Erörterung derartiger Fragen ward die Form des Dialoges gewählt, wie diese auch in anderen Litteraturen, sogar bei Meistern stylistischer Pointierung, wie Plato, zu gleichem Zwecke beliebt gewesen ist. In Rede und Gegenrede wird der jeweilige Streitpunkt, gelegentlich vor einer großen Versammlung, besprochen, bis zuletzt die Richtigkeit der verfochtenen Ansicht auch von der zuerst widerstrebenden Partei anerkannt werden muß.

Der älteste hierfür aus dem Nilthale erhaltene Text ist ein aus dem mittleren Reiche, aus der Zeit um 2500 v. Chr. stammender Papyrus des Berliner Museums, der die Berechtigung des Selbstmordes erweisen soll. Als Sprecher treten dabei ein Mensch auf und dessen Chu, sein leuchtendes, unsterbliches Ich, welches nach einer wohlbekannten ägyptischen Anschauung neben dem Menschen eine vollständig selbständige Persönlichkeit bildete, in demselben Sinne, wie die übrigen Teile der menschlichen Seele. So konnte der Mensch mit dem Seelenteile Ba Brett spielen, mit dem Seelenteile Ka sich unterhalten, ihm Gaben darbringen und von ihm Geschenke in Empfang nehmen. Und genau ebenso vermochte er mit der Seele Chu in Zwiespalt zu geraten und mit ihr Verhandlungen anzuknüpfen.

In unserm Schriftstücke ist der Mensch des Lebens überdrüssig und will sich selbst den Tod geben, da drückt ihn die Befürchtung, was aus ihm werden solle, wenn niemand für sein Begräbnis sorge. So wendet er sich denn an seine Seele, welche ihm in dem verlorenen Anfange des Berichtes im allgemeinen vom Selbstmorde abgeraten haben muß, mit der Bitte, diese Verwandtenpflicht der Bestattung für ihn zu übernehmen. Die Seele beharrt jedoch bei ihrem Widerspruch. Sie weist darauf hin, daß mit dem Tode auch das Andenken der Verstorbenen, selbst derer, welche sich granitene Denkmäler gesetzt hätten, schnell schwinde. Daher solle der Mensch der Sorge vergessen und sich einen frohen Tag machen. Lebe doch

auch der arme Mann trotz aller Arbeit und allen Unglücks, das ihn treffe. — Der Mensch folgt diesem Rate nicht. Er bricht in laute Klagen über sein Unglück aus und legt dar, wie sein Name verachtet werde mehr als das Schmutzigste und Widerlichste hier auf Erden; Brüder und Freunde hätten ihn verlassen. Der Sanfte auf Erden gehe zu Grunde, der Freche gelange überall hin; allgemein sei Raub verbreitet, das Schlechte siege überall; es gebe keine Gerechten, keine Zufriedenen. So stehe der Tod vor ihm wie das denkbar Angenehmste, wie der Geruch von Myrrhen, wie das Sitzen in frischem Luftzug, wie der Rausch, wie das Ziel der Sehnsucht, u. s. f. — Diese lang ausgesponnenen Ausführungen haben den gewünschten Erfolg, die Seele giebt ihren Widerstand auf und verspricht dem Menschen, daß er zum Westen, also zum Totenreiche gelangen solle, seine Glieder würden die Erde erreichen. Dann werde sie, die Seele, sich niederlassen, wenn er ruhe, sie wollten sich zusammen eine Stätte bereiten.

Ein zweiter derartiger philosophierender Text liegt in einem demotischen Papyrus des Leydener Museums vor, doch wird sein Wert dadurch verringert, daß er erst in nachchristlicher Zeit aufgezeichnet ward, es also sehr naheliegend ist anzunehmen, daß in ihm neben ägyptischen auch griechische Gedankenkreise Aufnahme gefunden haben. Man hat sogar christlichen Einfluß bei dem Papyrus annehmen wollen, ohne daß für diese wenig wahrscheinliche Vermutung ein Beweis hätte erbracht werden können. Es handelt sich in dem Texte um ein Gespräch zwischen einer großen Katze, der Vertreterin der Göttin Bast, und einem kleinen Schakal. Erstere geht von der traditionellen Ansicht aus, daß in dieser Welt die Gottheit alles leite und beherrsche, das Gute siege und das Böse, wenn auch bisweilen erst spät, bestraft werde. Wenn ein Lamm vergewaltigt würde, so werde dafür Vergeltung erfolgen, denn auch der mächtige Mann könne Gott nicht aus seinem Hause verjagen. Wenn auch einmal der Himmel von Wolken bedeckt sei, das Unwetter einen Augenblick das Licht fortnehme, Morgens Wolken vor dem Erscheinen der Sonne ständen, so werde die Sonne sie doch zerstreuen, das Licht und die Freude würden wiederkehren.

Derartigen gott- und schicksalergebenen Gedankengängen gegenüber faßt der Schakal das Leben realistischer auf, und betont, daß in der Welt das Recht des Stärkeren herrsche. Das Insekt werde von der Eidechse gefressen, diese von der Fledermaus, diese von der Schlange, diese von dem Sperber, und so gehe es fort. Man

rede davon, daß den Übelthäter Vergeltung treffen werde, aber es sei unklar, wie das geschehen solle, mit dem Gebet töte man nicht den Schuldigen, u. s. w.

Das Gespräch geht lange hin und her, es werden Fabeln erzählt, um das eine oder andere zu beweisen, gelegentlich auch geradezu Angriffe gegen die Götter gerichtet. Die größere logische Schärfe und die Sympathie des Autors stehen auf seiten des negativ denkenden Schakals; die Katze kann sich gelegentlich nur dadurch helfen, daß sie in Wut gerät und der Schakal sich vor ihren Krallen und handgreiflichen Beweisen fürchtet. Leider ist die Erhaltung des Textes keine gute und der Inhalt, mit dem sich besonders Revillout beschäftigt hat, schwer verständlich. Aber, das was klar erkennbar ist, zeigt, daß man hier in demotischem Gewande eine Erörterung des Widerstreites der beiden allüberall bei den verschiedensten Völkern auftretenden beiden Weltanschauungen vor sich hat, eines pessimistischen Fatalismus und eines den höheren Mächten vertrauenden Optimismus.

Die Fabel, welche in den Litteraturen des Orients seit alters eine ungemein große Rolle gespielt hat und noch spielt, tritt, wie eben angedeutet wurde, auch auf dem Boden Ägyptens auf. Auf zwei miteinander verbundenen Brettchen des Turiner Museums wurde um 1000 v. Chr. ein Text aufgezeichnet, der den Titel trägt „Prozeß des Bauches mit dem Kopfe". Dieser Rechtshandel spielt sich vor dem höchsten ägyptischen Verwaltungsgerichtshofe, dem der Dreißig ab, dessen Vorsitzender — und das ist ein echt orientalischer Zug — während der Verhandlung unaufhörlich weint. Zunächst muß der Bauch seine Klage vorgebracht haben, doch fehlt in dem erhaltenen Teile der Urkunde deren Wortlaut. Dagegen giebt dieselbe die Antwort des Kopfes, der sich selbst in langen Auseinandersetzungen als den Hauptbalken des Hauses bezeichnet, von dem alle andern Balken ausgingen. Sein Auge sehe weit, seine Nase atme, sein Ohr höre, sein Mund spreche, er mache leben u. s. f.

Leider besitzt man nur noch 8 Zeilen dieser Rede, die Fortsetzung der Verhandlung und das Schlußurteil fehlen. Die erhaltenen Teile zeigen jedoch deutlich, daß hier die älteste bisher bekannte Fassung der weit verbreiteten Fabel vom Streite zwischen Bauch und Gliedern vorliegt, die man gewöhnlich als Agrippa-Fabel bezeichnet, da sie angeblich Menenius Agrippa im Jahre 492 v. Chr. der auf den Mons Sacer bei Rom ausgewanderten Plebs erzählte.

Inwieweit auch die Tierfabel im alten Ägypten beliebt war, läßt sich bislang nicht entscheiden. Es ist freilich öfters behauptet worden, die sogenannten Äsopischen Fabeln müßten auf Ägypten, das Land der Tierverehrung, zurückgehen, und hat sich in dem eben besprochenen Leydener demotischen Papyrus die Fabel vom Löwen und der dankbaren Maus, die den Löwen aus der Gewalt der Menschen befreit, wiedergefunden. Allein, ein aprioristisches „es muß" kann auf litterargeschichtlichem Gebiete keine ausschlaggebende Beweiskraft beanspruchen, und der demotische Text stammt, wie wir gesehen haben, aus nachchristlicher Zeit. Da sich ferner die in ihm enthaltene Tierfabel in allem Wesentlichen vollständig mit der griechischen Fassung deckt und nur versucht, diese etwas weiter auszuspinnen, so wird man im Demotischen weit eher die Bearbeitung einer griechischen Vorlage zu sehen haben, als daß man das umgekehrte Verhältnis annehmen dürfte.

Endlich hat man häufig für das Vorhandensein einer ägyptischen Tierfabel Darstellungen angeführt, welche Tiere menschliche Handlungen verrichten lassen, wie Krieg führen, Brett spielen, musizieren u. a. m. Am bekanntesten sind in dieser Beziehung Papyri zu London und Turin. Ihnen treten zur Seite ein Papyrus zu Gizeh und mehrere Thonscherben, welche alle, ebenso wie die Papyrustexte, der Zeit um 1000 v. Chr. angehören. In diesen Bildern findet sich aber kein einziger Zug, welcher dazu zwänge, in ihnen Illustrationen zu einer oder mehreren Erzählungen zu sehen, und Lepsius hat gewiß mit Recht angenommen, daß es sich vielmehr um satyrische Darstellungen handele, um Karrikaturen einiger der Reliefs, welche in stereotyper Einförmigkeit die Wände der Tempel und Gräber schmückten. Er hat denn auch sofort einige treffende Beispiele derartiger Vorlagen neben die Papyrusbilder zu stellen vermocht. Ein solcher parodistischer Charakter erweist sich vor allem aber dadurch als thatsächlich beabsichtigt, daß auf den die Tierbilder enthaltenden Teil des Turiner Textes eine zweite Abteilung folgt, welche durch erotische Zerrbilder ausgefüllt wird, bei denen an einen Zusammenhang mit Fabeln selbstredend nicht gedacht werden kann. Dieser Papyrusabschnitt ist wichtig als bisher einziges im Nilthale zu Tage getretenes Beispiel einer spezifisch erotischen Litteratur. Texte, welche entsprechenden Gedankengängen gewidmet wären, sind noch nicht aufgefunden worden, wenn auch das Vorhandensein einer derartigen Schriftstellerei, die stets im Oriente sehr verbreitet war, für das alte Ägypten kaum wird bezweifelt werden können.

Von einer moralisierenden Fabel ist nur der Anfang in einem Papyrus aus der Ptolemäerzeit erhalten geblieben; er ist bemerkenswert infolge der Einkleidung, welche er der Fabel verleiht. Aus Tausend und Einer Nacht ist uns die orientalische Gepflogenheit geläufig, dem Sultan, dessen Lebenswandel oder Thaten seiner Umgebung anstößig erscheinen, dies nicht in das Gesicht zu sagen, um nicht seinen Grimm zu erwecken, sondern ihm eine Geschichte erzählen zu lassen, aus der er sich selbst eine Lehre zu ziehen vermag. — Der Pharao, um den es sich in dem ägyptischen Texte handelt, ist Amasis, der letzte bedeutende Herrscher des unabhängigen Ägyptens, der 526 v. Chr. starb, und den die griechische Volkserzählung, wie sie bereits Herodot verzeichnet hat, als roi-canaille zu schildern liebte. Vor allem wurden seine Vergnügungssucht und seine Trinkliebe tadelnd hervorgehoben und erzählt, wie er durch Hinweis auf den Bogen, der nicht stets gespannt bleiben dürfe, sein gelegentliches über die Stränge Schlagen zu entschuldigen suchte. In Übereinstimmung mit solcher Auffassung tritt der König auch in dem in Rede stehenden demotischen Texte auf, in dem es heißt:

„Es geschah eines Tages, zur Zeit des Königs Amasis, daß der König zu seinen Großen sprach: „Es gefällt mir, ägyptisches Kelebi (ein stark berauschendes Getränk) zu trinken“. Sie sprachen: „Unser großer Herr, es ist hart, ägyptisches Kelebi zu trinken“. Er sagte ihnen: „Hat etwa das, was ich Euch sage, üblen Geruch“? Sie sprachen: „Unser großer Herr, was dem Könige gefällt, das möge er thun“. Der König sprach: „Man bringe ägyptisches Kelebi auf den See“. Sie handelten nach dem Befehle des Königs. Der König wusch sich mit seinen Kindern und es war kein anderer Wein vor ihnen als ägyptisches Kelebi. Der König ergötzte sich mit seinen Kindern, er trank viel Wein wegen der Liebe, die der König zu dem ägyptischen Kelebi hatte, dann schlief der König am Abend dieses Tages am See ein, denn er hatte ein Ruhebette in eine Weinlaube am Rande des Sees bringen lassen. — Als der Morgen kam, konnte der König nicht aufstehen wegen der Größe des Rausches, in dem er sich befand. Als eine Stunde vergangen war, ohne daß er aufstehen konnte, klagten die Hofbeamten und sprachen: „Ist das möglich! Der König betrinkt sich so wie ein Mann des Volkes, ein Mann des Volkes kann wegen geschäftlicher Dinge nicht zum Könige!“ Die Hofbeamten gingen also hinein zu dem Orte, an dem der König war und sprachen: „Unser großer Herr, welchen Wunsch hegt der König?“ Der König sprach: „Mir gefällt es mich sehr zu betrinken.

Ist niemand unter Euch, der mir eine Geschichte erzählen könnte, damit ich mich dadurch wach erhalte?"

Nun war unter den Hofleuten ein hoher Beamter, Namens Peun, der viele Geschichten kannte. Er trat vor den König und sprach: „Unser großer Herr! Kennt der König denn nicht die Geschichte, die einem jungen Matrosen begegnete? Es geschah zur Zeit des Königs Psammetich, da gab es einen verheirateten Matrosen. Ein anderer Matrose verliebte sich in die Frau des ersten, und sie liebte ihn und er liebte sie. Da geschah es eines Tages, daß der König ihn eintreten ließ. Als das Fest vorüber war, da ergriff ihn großes Verlangen — hier ist im Text eine Lücke — und er wünschte wieder zum Könige einzutreten. (?) Er kam nach Hause und wusch sich mit seiner Frau, aber er konnte nicht wie sonst trinken. Als die Stunde des zu Bette Gehens gekommen war, konnte er sich nicht entschließen, wegen des übergroßen Schmerzes, in dem er sich befand. Da sagte die Frau zu ihm: „Was ist Dir auf dem Flusse begegnet?" — Das Folgende fehlt und so können wir leider nicht mehr ersehen, in welcher Weise sich Amasis die unter König Psammetich, auf dessen Trunksucht gleichfalls griechische Berichte anspielen, vorgefallene Begebenheit zur Lehre dienen lassen sollte.

Neben Texten, welche, wie die zuletzt besprochenen, einen mehr oder weniger lehrhaften Charakter besitzen, finden sich in der altägyptischen Litteratur in weit größerer Zahl andere, welche nur der Unterhaltung zu dienen bestimmt waren. Dabei zeigen die meisten unter ihnen eine Eigenheit, welche auch in den Märchen aus Tausend und Einer Nacht eine große Rolle spielt, die Helden der verschiedenen Erzählungen sind keine frei erfundenen, sondern historische Persönlichkeiten. Die bedeutendsten Pharaonen, die größten Feldherrn des Landes treten auf, und diese Thatsache hat bis in die neueste Zeit hinein häufig die Forscher dazu verführt, in den betreffenden Papyris geschichtliche Berichte erkennen zu wollen. Das ist nicht möglich. So wenig die abendländischen sagenhaften Erzählungen von Karl dem Großen, die morgenländischen von Harun alraschid wahrheitsgetreue Angaben zu enthalten brauchen, ebensowenig ist dies der Fall, wenn in ägyptischen Papyris von berühmten Königen des Nilthals, wie von Cheops, Usertesen, Ramses II. die Rede ist. Gelegentlich sind auch die verschiedenen Nebenpersonen historische Gestalten, häufig sind aber diese, ebenso wie die kleinen Züge der jeweiligen Erzählung, frei erfunden. Den Ausgangspunkt des

Ganzen freilich pflegt wieder eine wirklich vorgefallene oder vorhandene Thatsache zu sein, wie die Eroberung einer bestimmten Stadt, das Vorhandensein einer geheimnisvollen Thür an einem Tempel, das auffallende Aussehen einer Statue. Was der Verfasser dann aber an diese anknüpft, was er als Grund ihres Bestehens oder als Gang der mit ihr verbundenen Ereignisse berichtet, das ist nicht mehr Geschichte, sondern freie Erfindung um Leser und Hörer zu erfreuen, ihnen eine langweilige Stunde auszufüllen.

Eine Reihe der Papyri enthält Reiseabenteuer. Wie der moderne Ägypter, so verließ auch der alte nur ungern die heimische Scholle und bereiste das übrige Nilthal. Noch weit schwerer aber entschloß er sich naturgemäß in das Ausland zu gehen, in dem andere Menschen, andere Götter, andere Sprachen herrschten. Freilich war das Volk nicht, wie früher vielfach behauptet worden ist, so gut wie vollständig gegen andere Stämme und Staaten abgeschlossen. Der Krieger mußte auf fernen Schlachtfeldern sein Blut im Dienste der Ruhmsucht und Beutegier des Pharao vergießen; Beamte zogen aus, um die fremdländischen Besitzungen Ägyptens zu verwalten oder um den Herrschern benachbarter oder weit abgelegener Reiche Briefe und Geschenke zu bringen. Kaufleute gingen in die Fremde, um Waren dorthin zu verkaufen oder dort zu erwerben; Sklaven und politisch Verdächtige suchten über die Grenze zu gelangen, um sich der Bestrafung durch ihren Herrn oder der königlichen Kabinetsjustiz zu entziehen. Daß gerade die Auswanderung aus den letzterwähnten Gründen, die noch im heutigen Orient häufig vorkommt, bereits im Altertume gang und gebe war, das zeigt, außer mehrern Texten, welche flüchtiger Sklaven und Beamte gedenken, vor allem ein Paragraph in dem Friedensvertrage, welchen Ramses II. mit dem Könige der ihm in Asien benachbarten Chetiter abschloß. Dieser bestimmte ausdrücklich, daß die Herrscher Überläufer und flüchtige Handwerker aus dem Nachbarstaate wieder an das Heimatsland auszuliefern hätten.

Gefahren bot ein Zug in die Fremde in reichem Maße. „Der Schnellläufer, der fortgeht in das fremde Land, vermacht seine Habe seinen Kindern, sich fürchtend vor Löwen und Asiaten" bemerkt eine in mehreren Abschriften der Zeit um 1250 erhaltene Schilderung der verschiedenen Berufe. Wem es aber gelang, von solcher Reise wohlbehalten zurückzukehren, der galt in seinem Heimatsorte als großer Held. Wie noch heutzutage, so werden auch damals bereits Freunde und Nachbarn zu ihm geeilt sein,

damit er ihnen seine Erlebnisse vortragen könne. Und wie der moderne Reisende, so wird auch er es mit der Wahrheit nicht allzu genau genommen haben. Manches Ereignis wird er interessanter gefärbt oder auch geradezu erfunden haben, um im Kreise seiner Volksgenossen größeres Ansehen zu gewinnen. So entwickelte sich denn bereits frühe im alten Ägypten neben der einfachen Reiseerzählung, die mögliches und annähernd richtiges berichtete, die Vorliebe für fabelhafte Geschichten, die in ihrer phantastischen Ausschmückung an die Erlebnisse Sindbad des Seefahrers oder an Lucians Wahre Geschichten erinnern.

Das älteste bisher bekannte Beispiel einer Reiseerzählung, welche den Charakter eines einfachen Berichtes an sich trägt und Unmöglichkeiten vermeidet, bildet die im mittlern Reiche entstandene, aber noch über tausend Jahre später abgeschriebene und gelesene Geschichte des Saneha (Sinuhit). Ob ihr Held wirklich gelebt hat, läßt sich nicht entscheiden. In Inschriften findet er sich bisher nicht erwähnt, doch kommen Männer, die wie er Saneha „Sohn der Sykomorengöttin" heißen, im mittlern und am Anfange des neuen Reiches nicht selten vor. Unser Saneha wird als ein hoher Würdenträger unter dem ersten Könige der 12. Dynastie Amenemhât I. geschildert. Als dieser Pharao starb und sein Sohn Usertesen I. zur Alleinregierung berufen ward, war Saneha Zeuge einer Botschaft, die der König erhielt und die vollständig geheim bleiben sollte. Er hielt es daher für geraten, sich möglichst schnell in Sicherheit zu bringen, um nicht wegen seiner Mitwissenschaft zur Rechenschaft gezogen zu werden. Zunächst versteckte er sich bis sich der König entfernt hatte, dann floh er in östlicher Richtung durch die Gefilde des Deltas, schlich sich durch die sogenannte Fürstenmauer, welche die Grenze Ägyptens gegen Asien bildete und errichtet worden war, um die in den Gefilden der Sinai-Halbinsel und des südlichen Palästinas umherschweifenden Beduinenstämme von Einfällen in die fruchtbaren Niederungen des nördlichen Nilthales abzuhalten. Von der Mauer aus gelangte Saneha an die Bitterseen und hier in der öden Steppe befiel ihn der Durst, sein Hals glühte und er sprach: Das ist der Geschmack des Todes. Aber, bald faßte er wieder Mut und da hörte er in der Ferne eine Herde. Er erblickte einen Beduinen, der ihm Wasser gab, für ihn Milch kochte und ihn zu seinem Stamme führte. Saneha schien es jedoch vorsichtiger, sich noch weiter von der ägyptischen Grenze zu entfernen. Er begab sich nach dem obern Tenu, einer Landschaft, die etwa im Süden

Palästinas gesucht werden muß, vermählte sich nach einiger Zeit mit der ältesten Tochter des dort herrschenden Fürsten und lebte Jahre lang reich, glücklich und angesehn. Als er aber alt ward, da überkam ihn mehr und mehr die Sehnsucht nach der Heimat. König Usertesen gestattete ihm, als ihm die Sachlage bekannt wurde, die Rückkehr, nahm ihn bei Hofe freundlich auf, ließ ihm ägyptische Kleidung anlegen und dafür sorgen, daß ihm ein prächtiges Grabmal errichtet werde, die höchste Ehrenbezeugung, welche der Pharao zu verleihen vermochte. — Eingeflochten in diesen Bericht finden sich höchst anschauliche Schilderungen des Landes der Beduinen, ihrer Streitigkeiten und sonstigen Lebensweise, welche als älteste erhaltene ägyptische Kulturbilder aus dem Bereiche der palästinensischen Nomadenstämme besonderes Interesse darbieten. Neben solchen Idyllen stehen äußerst breite, phrasenhafte Lobeserhebungen für den Herrscher des Nilthales, die dem ägyptischen Leser Freude bereitet haben mögen, für unsern modernen Geschmack jedoch die schlichte Erzählung der Geschicke des Saneha in störendster Weise unterbrechen und sehr ermüdend wirken.

Etwa der gleichen Zeit wie der Sanehabericht, der Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr., entstammt die Geschichte vom Schiffbrüchigen, welche bisher nur in einer Abschrift, in einem jetzt in St. Petersburg aufbewahrten Papyrus, vorliegt. Wie die Erzählung Sanehas, so wird auch diese Geschichte in der Ichform vorgetragen und läßt den Helden selbst seine Abenteuer berichten; abweichend von der Sanehageschichte giebt sie aber nicht den Namen des Helden an, geht auch auf sein Vorleben und ähnliche Fragen nicht ein.

Der Berichterstatter war mit einem Schiffe auf dem Meere nach den Königlichen Minen aufgebrochen, ein Sturm erhob sich, das Fahrzeug mit allen Insassen ging zu Grunde, nur ihm selbst gelang es einen Balken zu ergreifen und sich mit dessen Hülfe über Wasser zu halten. Eine Woge trieb ihn drei Tage lang fort bis zu einer Insel, auf der er allerhand Nahrung fand und den Göttern ein Brandopfer darbrachte. Da hörte er furchtbaren Lärm, die Bäume zitterten und die Erde erbebte; eine 30 Ellen lange Schlange mit 2 Ellen langem Barte, deren Glieder mit Gold eingelegt waren und deren Farbe die des echten Lapis lazuli war, nahte sich ihm. Sie ergriff ihn, trug ihn zu ihrer Ruhestätte und ließ sich dann von ihm erzählen, wie er hierher gekommen sei. Nachdem sie aufmerksam bis zu Ende zugehört, erklärte sie ihm, er sei hier auf der

Insel des Ka, d. h. der Seele, auf welcher sie mit ihren Brüdern und Kindern, im ganzen 75 Schlangen, mit einem (wohl menschlich gedachten) Mädchen, das der Zufall(?) herbei gebracht habe, lebe. Vier Monate werde er auf der Insel verweilen müssen, dann werde ein Schiff kommen und ihn abholen. Was die Schlange gesagt, das traf selbstverständlich ein. Als die vorher bestimmte Zeit vorüber war, gab sie dem Schiffbrüchigen reiche Geschenke an Weihrauch, Schmuck, Elfenbein, Hunden, Affen und andern wertvollen Dingen. Er ließ alles in das rettende Schiff bringen und fuhr dann über Nubien nilabwärts zur Residenz Pharaos.

Um über ein Jahrtausend jünger als die beiden bisher besprochenen Abenteuer-Erzählungen ist die aus der Zeit um 1250 v. Chr. stammende Schilderung einer Reise durch Palästina und Phönizien, welche in einem Londoner Papyrus und in Bruchstücken zweier weiterer Abschriften uns überkommen ist. Diese ist weniger dazu bestimmt gewesen, die fragliche Reise selbst zu schildern, wenn sie auch eine Reihe besuchter Städte und einige Erlebnisse aufführt, als dazu, an der Hand einer solchen Reisebeschreibung die Ungereimtheiten und den gesuchten Stil zu verspotten, in dem man damals derartige Schilderungen abzufassen liebte. Neben dieser zunächst litterarhistorisch beachtenswerten Tendenz hat das Schriftstück auch anderweitig hohen Wert. Es giebt ein anschauliches Bild der Unsicherheit, welche am Ende des zweiten Jahrtausends, etwa in der Periode der Eroberung des gelobten Landes durch die Juden, im Süden von Syrien bis nach Ägypten hin herrschte. Vor allem zeigt der Text, wie schwer noch damals eine Bereisung dieser Gegenden war, obwohl bereits seit Jahrhunderten das Land immer wieder unter ägyptischer Oberhoheit und unter dem Einflusse ägyptischer und babylonisch-assyrischer Kultur gestanden hatte.

Die wunderbaren Dinge, welche der Schiffbrüchige seinen Landsleuten zu erzählen wußte, werden diese nicht so sehr überrascht haben, wie sie dies bei modernen europäischen Hörern thun würden, denn auch im Nilthale selbst fehlte es nach altägyptischer Ansicht nicht an Spuk und Zauber aller Art, der jederzeit in das Leben des Menschen, mit und ohne dessen Schuld, einzugreifen vermochte. Ein Papyrus des mittleren Reiches berichtet, wie ein Hirt ein gespenstiges weibliches Wesen in einem See erblickte. Außer sich vor Furcht forderte er die andern Hirten auf, die Gegend zu verlassen, die Rinder solle man durch das Wasser treiben, während diejenigen Hirten, welche im Zauber erfahren seien, die Formeln sprechen sollten,

die das Vieh vor Mißgeschick im Wasser, also vor allem vor Krokodilen, zu schützen bestimmt waren. Die Hirten folgten dem Wunsche. Als aber der Zug im Gange war, da begegnete dem ersten Hirten das Gespenst, das seine Kleider ausgezogen hatte, mit verwirrtem Haar. Der Schluß der Geschichte, wie der Hirt dem Gespenst entrann oder wie er demselben zum Opfer fiel, ist leider verloren gegangen.

In einem andern, jüngern Texte, von dem sich Teile auf Thonscherben, die jetzt zu Paris, Wien und Florenz aufbewahrt werden, verzeichnet finden, will der Oberpriester des Gottes Amon Chunsu-em-heb sich sein Grab herstellen lassen. Dabei scheint er auf eine ältere Gruft gestoßen zu sein und die Mumien, welche in dieser ruhen, fangen, als er in ihre Ruhestätte eindringt, Gespräche mit ihm zu führen an und berichten ihm in schwer verständlichen Reden die Geschichte ihres Lebens. Die bisher aufgefundenen Reste des Berichtes lassen den Zusammenhang der Erzählung noch nicht erkennen, da dieselbe aber, wie ihre von verschiedenen Händen aufgezeichneten Überreste zeigen, in der Zeit kurz vor 1000 v. Chr. als Vorlage bei Schreibübungen diente, so muß sie damals zu den beliebteren Lesestoffen des ägyptischen Volkes gehört haben.

Außer derartigen kurzen Bruchstücken von Geistergeschichten ist auch ein längerer Papyrus, der etwa am Anfange des neuen Reiches, um 1800 v. Chr., wohl auf Grund älterer Vorlagen, niedergeschriebene sogenannte Papyrus Westcar des Berliner Museums, erhalten geblieben, der sich wesentlich mit Zauberkunststücken beschäftigt. Demselben fehlen zwar, wie den meisten ägyptischen Papyris, Anfang und Schluß, doch blieb von dem Inhalte genug vor der Vernichtung bewahrt, um daraus ein angemessenes Bild des gesamten einstigen Textes gewinnen zu können. Die Erzählung begann damit, daß sich der König Cheops, der aus den Berichten der griechischen Autoren allbekannte Erbauer der größten Pyramide von Gizeh, Zaubergeschichten erzählen läßt. Die erste von diesen, von welcher nur die Schlußworte erhalten geblieben sind, hatte sich unter der Regierung des Königs T'eser aus der dritten Dynastie zugetragen, die nächste, im Papyrus vollständig vorhandene, ereignete sich unter dem kurz vor dem eben genannten Pharao herrschenden Könige Nebka. Damals fertigte eines Tages ein höherer Beamter, als er erfuhr, daß ihm sein Weib untreu war und sich mit ihrem Liebhaber an einem See zu treffen pflegte, ein Krokodil aus Wachs an und ließ dieses durch einen Vertrauten in den See werfen. Da

verwandelte sich das Bildnis in ein wirkliches Krokodil und verschluckte den Liebhaber. Sieben Tage darauf ging der Beamte mit dem Könige an den See, auf Befehl brachte das Krokodil ihnen den Verschlungenen. Dem König war das große Tier unheimlich, da packte es der Beamte und in seiner Hand ward es wieder zu einer Wachsfigur. Der Beamte erzählte dem Könige die ganzen Vorgänge; der Pharao erlaubte daraufhin dem Krokodile, das mit sich fortzunehmen, was sein wäre, und so tauchte das Tier mit dem Ehebrecher in die Tiefe, während die schuldige Frau verbrannt und ihre Asche in den Strom gekehrt ward.

Hierauf folgt eine Zaubergeschichte, die unter die Regierung des Königs Snefru, des Vorgängers des Cheops, verlegt wird. Dieser Pharao ließ sich eines Tages von 20 schönen Mädchen auf einem See umher rudern, als der Malachitschmuck einer der Frauen in das Wasser fiel. Der König versprach der Verliererin einen anderen als Ersatz, aber sie wollte sich nicht beruhigen und verlangte ihr Eigentum zurück. Da ließ man einen Zauberer kommen, der sprach seinen Spruch und legte die eine Hälfte des Sees auf die andere, so daß das Wasser, welches früher in der Mitte 12 Ellen tief gewesen war, jetzt dort 24 Ellen hoch stand. Am Boden des auf diese Weise trocken gelegten Teiles des Sees lag der Schmuck. Man nahm ihn heraus, der Zauberer sprach seinen Spruch und das Wasser kehrte an seinen ursprünglichen Platz zurück.

Nachdem man diesen Berichten über seltsame Vorgänge unter den verewigten Vorgängern des Cheops mit Interesse gelauscht hatte, trat der Prinz Horduduf auf, der uns bereits in dem Liede aus dem Grabtempel des Königs Antef als ein wegen seiner Weisheit berühmter Mann begegnet ist. Er machte den König darauf aufmerksam, daß es auch jetzt noch einen Zauberer gebe, einen Mann, Namens Deda, der 110 Jahre alt sei und noch jeden Tag 500 Brode und eine Rindskeule esse und dazu 100 Krüge Bier tränke. Hierdurch bewogen schickte Cheops den Prinzen aus, um den Zauberer zu holen. Dieser kam und nun ließ man ihn zunächst vor Pharao sein Hauptkunststück vorführen; Thiere, eine Gans, eine Ente und zuletzt ein Stier, wurden enthauptet und dann der jeweilige Kopf wieder auf den Rumpf gezaubert, so daß das Geschöpf in der alten Weise zu leben vermochte. Dann unterhielt sich Cheops mit dem Manne und dieser erzählte ihm, die Frau eines Priesters in der Stadt Sachebu erwarte die Geburt dreier Söhne, die sie von dem Gotte Râ empfangen habe, und diese würden einst den Thron

Ägyptens gewinnen. Die Kunde machte begreiflicher Weise den König tief traurig, Deda suchte ihn dadurch zu trösten, daß er ihm mitteilte, es würden noch sein Sohn und sein Enkel regieren, erst dann sollten diese Kinder des Sonnengottes Herrscher werden. Cheops beruhigte sich dabei nicht, er erkundigte sich weiter nach Einzelheiten der Sache und sprach die Absicht aus, selbst nach Sachebu zu reisen, jedenfalls mit dem Hintergedanken, bei dieser Gelegenheit die Thronprätendenten aus dem Wege zu räumen.

Die Fortsetzung der Erzählung spielt in Sachebu, die Geburt und früheste Kindheit der drei Kinder wird eingehend geschildert und allerhand wunderbare Ereignisse, die sich dabei abspielten, eingeflochten. Die Gottheit sorgte selbst für die Sicherheit der Kleinen. Als eine Magd, die um das Geheimnis wußte, aus Zorn über eine ihr gewordene Züchtigung alles dem König Cheops zu verraten drohte, versetzte ihr ihr eigener Bruder einen Schlag und als sie an das Wasser ging, schleppte sie ein Krokodil fort. — Damit bricht das erhaltene Stück ab, doch ist es noch jetzt möglich, in gewissem Sinne den Schluß zu ergänzen. Die Namen der drei Kinder des Sonnengottes zeigen, daß mit ihnen die drei ersten Könige der fünften Dynastie gemeint sind, der Herrscherfamilie, welche auf das Haus des Cheops folgte. Der Papyrus wird also berichtet haben, wie die Knaben allen Nachstellungen entgingen und zuletzt den ihnen vorherbestimmten Thron errangen. Nur darin findet sich bereits in dem erhaltenen Teile ein geschichtlicher Verstoß, daß nach ihm nur noch zwei Nachkommen des Cheops vor dem Auftreten des neuen Königshauses herrschen sollten, während den aus dem Altertume überkommenen Listen zufolge mindestens vier Herrscher in der Zwischenzeit regiert haben müssen.

Ähnlich wie in dem besprochenen Papyrus wunderbare Vorgänge mit den Namen der Herrscher in Verbindung gebracht werden, welche in der ersten Blütezeit Ägyptens, in der Periode der Pyramidenerbauer, eine besonders große Rolle spielten, so verfährt man auch mit Persönlichkeiten aus jüngeren Epochen. Der Londoner Papyrus, dem oben eine Reihe von Liebesliedern entlehnt wurde, knüpft eine derartige Erzählung an die Person des Thutia, eines Mannes, der durch zahlreiche Denkmäler und Inschriften als einer der Feldherren des bedeutendsten Kriegshelden des neuen ägyptischen Reiches, Thutmosis III., bekannt geworden ist. Von ihm berichtet der Papyrus, in welcher Weise es ihm gelang, die Stadt Joppe zu erobern, die sich gegen den Pharao empört hatte. Thutia zog

im Einverständnisse mit seinem Könige nach Joppe. Dabei nahm er auserlesene Soldaten, 500 große Krüge und den großen Stock des Königs mit und gab sich, als er vor die Stadt gekommen war, als Überläufer aus. Der Fürst von Joppe war naturgemäß hoch erfreut, einen so bedeutenden Mann gewinnen zu können, eilte ihm daher entgegen, küßte ihn, nahm ihn mit sich, aß und trank mit ihm. Dann wünschte er den großen Stock des Pharao zu sehen, Thutia ließ ihn herbeibringen, hielt ihn vor den Fürsten und schlug diesen dann mit dem Stocke vor den Kopf, so daß er ohnmächtig zusammenbrach. Hierauf ließ er 200 seiner Leute in 200 der großen Krüge hineinsteigen und die übrigen Krüge mit Stricken füllen. Mit den Krügen zog man nach Joppe und spiegelte den Bewohnern vor, Thutia sei gefangen worden und man bringe ihn, seine Leute und seine Habe in den Krügen. Die Joppeer ließen sich täuschen und gestatteten den Trägern mit den Krügen den Eintritt. Kaum war dieser erfolgt, so befreiten die Träger ihre Genossen und bemächtigten sich mit ihrer Hülfe der Stadt. — Auf den ersten Blick leuchtet die Gedankenverwandtschaft ein, die zwischen diesem Berichte und Erzählungen, wie der vom hölzernen Pferde, durch das Troja fiel, oder von den Schläuchen der 40 Räuber in dem Märchen von Ali Baba in Tausend und Einer Nacht besteht. Der ägyptische Text hat aber insofern einen eigenartigen Zug, daß dem Stocke Pharaos eine freilich nicht näher geschilderte magische Kraft zugeschrieben wird. Ihr hat es Thutia zu verdanken, wenn sich ihm der Fürst von Joppe so unvorsichtig preisgiebt und dann sein doch eigentlich leicht zu durchschauender Betrug von den Städtern nicht bemerkt wird.

Die Zahl derartiger Erzählungen muß im Altertume im Nilthale eine sehr große gewesen sein. An den verschiedensten Stellen der Berichte der klassischen Autoren über die ältere ägyptische Geschichte finden sich kurze Anspielungen auf Sagen, deren Kern ein oder mehrere wunderbare Ereignisse bildeten. Wie alt die Wundergeschichten in solchen Fällen jeweils sind, läßt sich aus diesen abgebrochenen Bemerkungen so gut wie nie erkennen. Viele von ihnen mögen erst in griechischer Zeit entstanden sein, denn gerade in den spätesten Perioden des Ägyptertumes waren derartige litterarische Erzeugnisse sehr beliebt. Drei umfangreiche Zaubermärchen sind bereits aus demotischen Papyris aus der Ptolemäerzeit und aus den ersten Jahrzehnten der römischen Kaiserherrschaft veröffentlicht worden; eine genauere Durcharbeitung des vorliegenden Materiales wird vermutlich noch manche andere Stücke zu Tage fördern.

Einer der bereits zugänglich gemachten Texte, welcher geschichtliche Dinge zu erzählen vorgiebt, spielt in der Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr. Er schildert den Kampf um einen geheimnisvollen Panzer, der sich ursprünglich in Heliopolis befunden hatte, bei Beginn der Geschichte aber von dem Heerführer des mendesischen Nomos geraubt worden war. Am Gazellensee versammelten sich in Gegenwart des damaligen Pharao Petubastis die Häuptlinge einer großen Anzahl von Orten Unterägyptens. Die einen wollten den Panzer für Heliopolis wieder gewinnen, die andern, mit denen der Pharao sympathisierte, ihn dem augenblicklichen Besitzer erhalten. Es handelte sich im wesentlichen um einen Streit zwischen den Fürsten der nördlichen und südlichen Nomen des westlichen und mittleren Deltas, der damit endete, daß der König den Panzer seinem rechtmäßigen Herrn zurückzugeben sich gezwungen sah. Leider ist der Papyrus nur in Bruchstücken auf unsere Zeit gekommen, was neben dem litterargeschichtlichen Verlust, der dadurch veranlaßt ward, auch für die politische Geschichte bedauerlich ist. Soweit die spärlichen inschriftlichen Quellen Ägyptens und Assyriens Rückschlüsse gestatten, schilderte er die wirren inneren Zustände im Nilthale während des Verlaufes des achten Jahrhunderts in richtiger Weise, also die Zeit kurz vor dem Einfalle der Äthiopen und dem Zusammenbruche der durch den wachsenden Einfluß der verschiedenen Nomosführer mehr und mehr geschwächten einheimischen Königsdynastie. Diese historische Treue in der Auffassung der Zeitverhältnisse, in welche die Begebenheiten hinein verlegt werden, spricht dafür, daß wenigstens der Kern des Berichtes weit älteren Ursprungs ist als die jetzt in Wien aufbewahrte Niederschrift.

Die beiden andern Papyri beschäftigen sich mit der Persönlichkeit und der Familie des Prinzen Setna Châ-em-ust (Satni Chamoïs), eines Sohnes Ramses II, der den Inschriften zufolge vor allem gottesdienstlichen Handlungen seine Kraft widmete. Eine Zeit lang scheint er auch Anwartschaft auf den Thron Ägyptens gehabt zu haben, doch starb er dann vor seinem Vater und ward in einer der Apisgrüfte des Serapeums zu Memphis beigesetzt. Bereits frühe brachte ihn die ägyptische Überlieferung mit magischen Bestrebungen in Verbindung, eine erhalten gebliebene Dämonenanrufung sollte von ihm unter dem Kopfe einer Mumie in der Necropole von Memphis entdeckt worden sein. Der erste der in Rede stehenden Texte ist seit 1867 bekannt, er berichtet, daß der Prinz eifrig Magie trieb und seine Kenntnisse eines Tages den Gelehrten aus der königlichen Um-

gebung darlegte, da habe ihm ein alter Mann von einem Zauberbuche erzählt, welches der Gott der Weisheit Thoth selbst aufgezeichnet habe und das zwei Formeln enthielt. Wenn man die erste vortrug, bezauberte man den Himmel, die Erde und das Reich der Nacht, die Berge und das Wasser; man kannte die Vögel des Himmels und alle Kriechtiere, man sah die Fische, die eine göttliche Kraft an die Oberfläche des Wassers steigen ließ. Wenn man die zweite Formel las, dann nahm man seine irdische Gestalt wieder an, auch wenn man im Grabe weilte, erblickte die Sonne, wie sie am Himmel aufging, samt ihrem Götterkreise, und den Mond in der Gestalt, in welcher er sich zeigt. Setna erkundigte sich, wo dieses Buch zu finden sei, und erfuhr, daß es im Grabe des Nefer-ka-Ptah, eines Sohnes des (anderweitig nirgends genannten) Königs Mer-neb-Ptah liege, daß dieser sich aber das Werk nicht ohne weiteres werde entreißen lassen. Setna ließ sich durch solche Schwierigkeiten nicht abhalten, er drang in das Grab des Nefer-ka-Ptah ein, in welchem sich außer dem Toten selbst auch die Geister seiner in Koptos bestatteten Gattin Ahuri und ihres Sohnes befanden. Ahuri erzählte dem Eindringlinge alles das Unglück, welches die Erwerbung des Buches ihrem Gatten und ihr persönlich gebracht habe, aber sie erzielte nicht den gewünschten Erfolg. Setna beharrte bei seinem Vorhaben und es gelang ihm, durch Zaubermacht das Buch zu gewinnen. Wie in zahlreichen ähnlichen Märchen bei den verschiedensten Völkern, so gereicht auch in diesem das Erreichen des Zieles dem Manne, der die Ruhe der Toten gestört hatte, nicht zum Segen. Setna verliebte sich in die Tochter eines Priesters zu Memphis und knüpfte mit ihr nahe Verbindungen an, welche dieses Wesen, das sich als Zauberin entpuppte, dazu benutzte, um ihn zu beschämen und in einen elenden Zustand zu bringen. Jetzt erkannte der Prinz, wie sehr er gefrevelt hatte, als er das Buch raubte. Reumüthig brachte er es selbst dem Nefer-ka-Ptah zurück, suchte, um seine Schuld wenigstens durch etwas wieder gut zu machen, in Koptos die Gräber der Gattin und des Kindes des Beraubten und ließ die Mumien dieser beiden in feierlicher Weise zu dem Gatten und Vater bringen und dann dessen widerrechtlich erbrochenes Grab sorgfältig verschließen. — Der zweite, vor etwa zwei Jahren von Griffith aus einem Londoner Papyrus herausgegebene Text ist, ebenso wie der erste, in seinen Einzelheiten gut ägyptisch. Er knüpft an die Person des auf fabelhafte Weise geborenen Sohnes des Setna Saosiri an und berichtet folgende drei in einander verflochtene

Zauberstücke. Zunächst führte Saosiri seinen Vater, dem er an magischer Kraft weit überlegen war, in die Unterwelt ein. Sie drangen bis zum Gerichtssaale des Osiris vor und hier überzeugte sich Setna von der Thatsache, daß das Schicksal eines guten Armen im Jenseits ein glänzendes, das eines schlechten Reichen ein schreckliches sein werde. Dann vermochte Saosiri seinen Vater und mit ihm Ägypten aus schwerer Verlegenheit zu retten, indem er einen verschlossenen Brief, den ein Zauberer aus Äthiopien gebracht hatte, las, ohne das Siegel zu zerbrechen, und hierdurch den Zauberer zwang, die Übermacht Ägyptens anzuerkennen. Endlich wird berichtet, es habe einst in Äthiopien ein mächtiger Zauberer gelebt, welcher einmal eine Sänfte und vier Männer aus Wachs fertigte und diese dann belebte. Er sandte sie nach Ägypten, ließ den dortigen König aus seinem Palaste holen, ihn nach Äthiopien bringen und, nach Verabreichung von 500 Stockschlägen, in derselben Nacht wieder nach Memphis tragen. Am nächsten Morgen zeigte der Pharao seinen Hofbeamten seinen zerschlagenen Rücken. Einer von diesen, namens Horus, war zauberkräftig genug, um durch Amulette eine Wiederholung der Entführung zu verhindern, während er selbst aus Hermopolis das mächtigste magische Buch des Gottes Thoth herbeiholte. Mit seiner Hülfe spielte er dem äthiopischen Herrscher in derselben üblen Weise mit, wie der äthiopische Zauberer dem Pharao. Der fremde Zauberer beeilte sich nun, nach Ägypten zu kommen und mit Horus einen Wettkampf in Zauberkunststücken zu beginnen. Er unterlag und wurde samt seiner Mutter nur unter der Bedingung nach Äthiopien entlassen, daß sie versprachen, 1500 Jahre außerhalb Ägyptens zu leben.

Nicht nur Zaubergeschichten wurden von den alten Pharaonen berichtet, auch andersartige Sagen haben sich an ihre Personen geheftet und bildeten in späterer Zeit eine der Hauptquellen für die Angaben der klassischen Autoren über die ältere Geschichte des Nilthales. Diese Schriftsteller, Herodot an ihrer Spitze, erzählen von der ägyptischen Vorzeit nicht wirkliche Begebenheiten, zu deren Feststellung die ihnen allen fehlende Kenntnis der ägyptischen Sprache und Schrift notwendig gewesen wäre. Sie verzeichnen statt solcher Thatsachen das, was ihre seit Jahrhunderten im Nilthale ansässigen Landsleute ihnen über die alten Bauwerke und ihre Entstehung, über diese oder jene historische Persönlichkeit zu sagen wußten. Diese Griechen wiederum verdankten ihr Wissen nicht eigenen Studien, sondern den Angaben ihrer ägyptischen Geschäftsfreunde, der Kauf-

leute und Fremdenführer, welche nur Volkssagen vorzutragen wußten. Mit höher Gebildeten, mit Priestern und Gelehrten, die über die Geschichte ihres Landes wirkliches Wissen besaßen, werden in vorptolemäischer Zeit nur selten Griechen verkehrt haben; die stark ausgebildete Fremdenverachtung in den höheren Kreisen des ägyptischen Volkes mußte einem solchen Umgange ein dauerndes Hindernis sein. Volkssagen versuchten demnach Herodot und seine Genossen nachzuerzählen und mit ihrer Hülfe sich ein einheitliches Bild der Entwicklung des ägyptischen Volkes auszugestalten. Naturgemäß genügten dazu ihre Kräfte nicht, und so kann ihre Schilderung nur in geringem Maße historischen Wert besitzen, während sie für die Erhaltung zahlreicher Sagen, deren die Papyri bisher nicht gedenken, von großer Bedeutung sind. Auch der dem ägyptischen Priesterstande angehörige Geschichtsschreiber Manetho, der um 270 v. Chr. in griechischer Sprache eine Geschichte seines Heimatslandes verfaßte, hat sich von der Sagenüberlieferung nicht frei zu erhalten vermocht. Er arbeitete zwar unter günstigeren Verhältnissen als beispielsweise Herodot und konnte seinem Werke eine zuverlässige Liste der Pharaonen zu Grunde legen. Wenn er aber in diese die Thaten der einzelnen Herrscher einfügen wollte, dann zog er nicht die Angaben der Denkmäler zu Rate, sondern die Legenden, welche die ägyptischen Märchenpapyri an ihre Namen knüpften.

Einen der besten Belege, wie getreu die Griechen ihre jeweiligen Vorlagen wiedergegeben haben müssen, bildet die Erzählung von dem reichen Könige Rhampsinit und den diebischen Söhnen seines Baumeisters, welche Herodot verzeichnet hat. Hier ist der Bericht in seinen Einzelheiten derart den Landessitten entsprechend, daß der Verfasser oder richtiger sein Gewährsmann ein ägyptisches Original so gut wie Wort für Wort in griechischer Sprache überliefert haben muß. Neben Sagen, welche auf diese Weise vollständig bei den Klassikern erhalten blieben, sind uns von zahlreichen anderen Bruchstücke überkommen, aus denen man das Bestehen einer Sage, aber nicht deren Verlauf, festzustellen vermag. Hierher gehören Anspielungen auf die Unterweltsfahrt Rhampsinits; auf den Hirten Philitis, nach dem die Pyramiden genannt worden sein sollen; auf den König Sesonchosis, der 5 Ellen lang war, und anderes mehr.

Neben den nur durch die Griechen überlieferten Sagen stehen solche, welche die alten Ägypter selbst aufgezeichnet haben. So ward um 1250 v. Chr. in einem Papyrus der Anfang einer Sage niedergeschrieben, welche an den Freiheitskampf der Ägypter gegen die

Hyksos anknüpfte. Dieses asiatische Volk hatte das Nilthal erobert und mehrere Jahrhunderte lang bedrückt, als sich um 1800 v. Chr. die Ägypter gegen ihr Joch auflehnten. Der Papyrus scheint geschildert zu haben, wie die beiden feindlichen Herrscher, der in Avaris weilende Hyksos Apepi und der in Oberägypten lebende Führer der nationalen Partei Râ-sekenen (Soknunri) sich gegenseitig Rätsel und schwierige Fragen vorlegten, von deren Lösung das Geschick des einen oder andern von ihnen abhing.

Die Lust, Sagen zu erfinden, ist im Nilthale mit dem Verluste der Freiheit des Volkes und der Besetzung des Landes durch die Griechen nicht erloschen. Demotische Papyri enthalten Prophezeiungen aus angeblich alter Zeit über Ereignisse der ägyptischen Zukunft. So ergiebt das Bruchstück eines unter Kaiser Augustus aufgezeichneten Textes zu Wien Stücke aus den Wahrsagungen eines Lammes, welches unter dem auch sonst sagenberühmten Könige Bocchoris um 720 v. Chr. sprach. Ein griechischer Papyrus der Ptolemäerzeit zeigt den Anfang einer Geschichte von dem letzten selbständigen einheimischen Könige Nectanebus, in welcher die Vertreibung dieses Pharao von seinem Thron berichtet gewesen zu sein scheint. Um die gleiche Zeit entstanden in den Griechenstädten an den Ufern des Niles große Teile des sogenannten Alexanderromans, eines Werkes, welches die Geburt und die Thaten des großen Makedoniers in der fabelhaftesten Weise ausgeschmückt erzählte und das in verschiedenen Gestaltungen während langer Jahrhunderte im Occident und noch mehr im Orient hohes litterarisches Ansehen genoß. Wie die Thaten Alexanders, so wurden auch die des Perserkönigs Kambyses verherrlicht; ein hierhin gehöriger Text ist, freilich nur bruchstückweise, in koptischer Sprache erhalten geblieben. Mit zahlreichen andern Helden wurde in entsprechender Weise verfahren; neben der wahren Geschichte des Landes lief eine weit ausgedehnte Sagengeschichte einher, welche bisweilen die echte Überlieferung vollständig verdrängte. Häufig gelingt es der Forschung unserer Tage nur mit Mühe, der geschichtlichen Wahrheit wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, eine Thätigkeit, die freilich den Nachteil im Gefolge hat, daß sich durch sie der Verlauf der ägyptischen Geschichte weit nüchterner und unpoetischer gestaltet, als ihn die alten Ägypter selbst in ihrer Lust zu fabulieren der Nachwelt hatten erscheinen lassen.

Verhältnismäßig selten hat man im Altertume im Nilthale bei der Niederschrift von Märchenerzählungen der beschriebenen Art darauf verzichtet, den Helden des Berichtes für eine der großen

Gestalten der geschichtlichen Vergangenheit zu erklären, und ihm einen vollständig erfundenen oder gar keinen Namen gegeben. Ersteres geschieht in dem Märchen von den beiden Brüdern, welches der am Anfange dieser Arbeit erwähnte Papyrus d'Orbiney enthält. Sein Held, der Hirt und Ackersmann Batau lebte als Gehülfe bei seinem ältern Bruder Anepu und half diesem bei seiner Ackerwirtschaft, bis er von dessen Frau des versuchten Ehebruchs beschuldigt ward. Von dem eigenen Bruder für schuldig gehalten und bedroht, zog er sich in ein Bergthal zurück und lebte dort als Jäger. Die Götter erschaffen ihm eine Gattin, aber diese verrät ihn, um Geliebte des Pharao zu werden. Der Bruder, der von seinem Irrtum zurückgekommen ist und seine schuldige Frau getötet hat, sucht und findet den Batau, er zieht mit ihm an den Hof um dort die treulose Gefährtin des Batau zur Rechenschaft zu ziehen. Nach mannigfachen Verwicklungen erreicht Batau sein Ziel und wird zuletzt König von Ägypten und sein Bruder einer seiner höchsten Beamten und sein Nachfolger. Die Helden dieser Geschichte, deren erster Teil das ägyptische Bauernleben in sehr ansprechender Weise schildert, während der zweite eine echt orientalische Phantasie voll von Wundern und Seltsamkeiten bildet, sind nur als Romanhelden gedacht. Der König, der in die Geschichte hineinspielt, wird nur als Pharao, also mit dem üblichen ägyptischen Herrschertitel „großes Haus", eingeführt und nicht benannt.

In dem vom Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. stammenden Märchen vom Verwunschenen Prinzen hat selbst der Held keinen Namen. Er ward als Sohn eines gleichfalls nicht genannten Pharao geboren, da nahten die sieben Hathoren, die die Rolle unserer Feeen vertreten, und sagten ihm voraus, er werde durch ein Krokodil, eine Schlange oder einen Hund sterben. Zunächst suchte ihn sein Vater vor allen Fährnissen zu schützen, als er aber erwachsen war, da zog er von einem Hunde begleitet auf Abenteuer aus. Auf wunderbare Weise gelang es ihm, die Tochter des Fürsten des bei Syrien gelegenen Reiches Neharina zur Frau zu gewinnen, welche ihn nicht lange darauf vor einer Schlange rettete. Ein Krokodil, das in der Nähe hauste, wurde von einem Riesen bewacht, damit es dem Prinzen kein Leid zufügen könne, aber es entwich und ergriff den Prinzen. Noch zur rechten Zeit eilte der Riese herbei und rettete ihn. Damit bricht der Text ab, zu dessen Beschluß vermutlich der treue Hund dem Prinzen versehentlich den vorher bestimmten Tod gegeben haben wird.

Bereits bei Gelegenheit der Besprechung der Sanehaerzählung wurde hervorgehoben, daß in diese breit ausgesponnene Lobpreisungen des Königs eingeschoben waren, die für unser litterarisches Empfinden überflüssig erscheinen mußten. Im ägyptischen Altertume war die Freude am Häufen derartiger Redensarten weit verbreitet; gerade an den Stellen, an denen die Verfasser mit besonderem Eifer sich bemühten, sich stylistisch schön auszudrücken, wie in Hymnen auf Götter und Könige, herrscht die Phrase. Hochtönende Worte sollen die alltäglichsten Gedankenverbindungen gewichtig erscheinen lassen. Auch in die Unterhaltungslitteratur haben ähnliche Bestrebungen Eingang und Einfluß gewonnen. Den besten Beleg hierfür bietet die aus dem mittlern Reiche stammende sogenannte Geschichte von dem Bauern dar, welche im Altertume sehr beliebt gewesen sein muß, da sich die Reste von mindestens drei Abschriften durch die Jahrtausende bis auf unsere Zeit gerettet haben.

Die eigentliche Erzählung ist sehr einfach. Ein Bauer war ausgezogen um Natron und Salz zu holen und kehrte nach erledigtem Geschäfte mit wohlbepackten Eseln nach Heracleopolis magna in Mittelägypten zurück. Als er an eine sehr enge Stelle des Weges kam, an welcher auf der einen Seite Wasser sich befand, während an der anderen Seite Korn wuchs, erblickte ihn ein Mann, der zu den Leuten eines Obergüterverwalters Meruitensa gehörte. Diesem gefielen die Esel und ihre Lasten und so sprach er zu sich selbst „Die Zeit ist mir günstig, ich werde die Sachen dieses Bauern rauben“. Um dies mit einem Scheine von Recht thun zu können, ließ er gerade an die engste Wegstelle ein Stück Zeug legen und rief nun dem Bauern zu, er möge nicht auf das Zeug treten. Der Bauer suchte auszuweichen, kam dabei aber nahe an das Korn und da benutzte einer seiner Esel die günstige Gelegenheit um etwas davon zu fressen. Der Eigentümer stellte sich hierüber höchst erzürnt, nahm dem Bauern die Esel fort und trieb sie auf sein eigenes Feld. Selbstverständlich ließ sich der Bauer das nicht ruhig gefallen, er begann laut zu jammern, ohne freilich einen andern Erfolg zu erzielen, als den, daß er noch dazu geprügelt wurde. Unverdrossen klagte er dennoch den ganzen Tag weiter, aber sein Eigentum bekam er nicht zurück. So zog er denn nach Heracleopolis und klagte Meruitensa sein Leid. Der vornehme Herr überließ die Entscheidung seinen Räten, die sich nicht erst lange mit einer Untersuchung des Thatbestandes aufhielten, sondern einfach erklärten, die Klage werde wohl unberechtigt sein. Der Bauer beruhigte sich nicht

mit solcher Antwort, er flehte den Herrn selbst mit hochpoetischen Worten an, ihm zu helfen. Seine Rede gefiel diesem so gut, daß er sich veranlaßt sah, dem damals regierenden Könige Râ-neb-ka-n zu erzählen, daß er einen Bauern gefunden habe, der so schön zu reden verstehe. Der Herrscher interessirte sich für eine so außerordentliche Sache, und wies Meruitensa an, dem Bauern und seiner Frau Speise zum Lebensunterhalte zukommen zu lassen ohne zu verraten, von wem die Unterstützung ausginge, die Klagesache aber in die Länge zu ziehen und alle die Reden, die der Bauer noch halten werde, aufzeichnen zu lassen. Der Befehl des Königs wurde ausgeführt, noch achtmal ließ man den Bauern sein Anliegen vortragen und in immer bewegtern Tönen sein Leid aussprechen bis ihn zuletzt der Mut verließ und er mit Selbstmord drohte. Dann erst erbarmte sich Meruitensa seiner, ließ alle Klagereden in einer Rolle vereinigen und diese dem Pharao überreichen, der sich über ihren Inhalt mehr freute als über alles andere, was im ganzen Lande war. Die Angehörigen und die Habe des Bauern wurden nunmehr herbeigeholt und er erhielt jetzt endlich sein Recht.

Das Wichtigste für den Verfasser wie für den altägyptischen Leser waren in dieser Geschichte die neun Reden des Bauern mit ihren immer überschwenglicheren Bildern, in denen der Güterverwalter gepriesen und ihm Ehren aller Art für den Fall, daß er gerecht richte, in Aussicht gestellt werden. Gelegentlich entsprechen dieselben auch unserem Geschmacke, so wenn der Bauer sagt, die Wahrheit währe bis in Ewigkeit und steige mit dem, der ihr gemäß gehandelt habe, in das Grab. Wenn man ihn auch bestatte und zur Gruft bringe, so werde sein Name doch auf Erden nicht ausgetilgt, sondern man gedenke seiner wegen des Guten. Oder, wenn es von Meruitensa heißt, er sei der Vater des Armen, der Gatte der Witwe, der Bruder der Ausgestoßenen. Wenn dann freilich der Güterverwalter als der Schurz, der die Nacktheit bedeckt, als das Feuer, das rohes Fleisch kocht, als Steuerruder des Himmels, als Balken der Erde bezeichnet wird, so mag das dem alten Ägypter gefallen haben, uns muß es ebenso sonderbar anmuten, wie die hier erzählte Art der Ausübung der Rechtspflege. Nur um die rhetorischen Leistungen des Geschädigten hervorzurufen, wird ihm sein Recht verweigert, bis man fürchtet, er werde sich selbst ein Leid anthun und im Jenseits über die Bedrückung klagen. Es liegt hier eine ähnliche Auffassung von der Pflicht des Vornehmen dem Armen und Schwachen gegenüber vor, wie sie beispielsweise in

zahlreichen Erzählungen in Tausend und Einer Nacht auftritt. Ihr entsprechend konnte sich der Bauer glücklich schätzen, wenn ihm von den Mächtigen nicht noch weit übler mitgespielt wurde, und er, wenn auch erst nach langem Hangen und Bangen, doch zuletzt noch in den Besitz des Geraubten und widerrechtlich Vorenthaltenen kam.

Wie obige Ausführungen gezeigt haben werden, bemühten sich die alten Ägypter auf so gut wie allen denjenigen Gebieten, in welche wir jetzt die Unterhaltungslitteratur zerfallen zu lassen pflegen, etwas zu leisten. Es ist ihnen bei diesen Bestrebungen gelungen, Werke zu schaffen, denen noch unsere Zeit, so absonderlich manche Einzelheit in ihnen auch anmuten mag, doch ihr Interesse nicht versagen kann. Aus diesen Schriften erweist es sich als unbestreitbare Thatsache, daß der alte Ägypter nicht so steif und eintönig sein Dasein verbrachte, wie man während Jahrhunderten annehmen zu müssen geglaubt hat, daß er vielmehr ein Mensch war von Fleisch und Blut, mit allgemein menschlichen Interessen, Gefühlen, Wünschen und Schmerzen. Vor allem das heutige Leben des Orients bietet zahlreiche Parallelen zu dem Treiben jener längst vergangenen Zeiten dar. Nicht nur die Hütten und das Gerät des jetzigen ägyptischen Bauern sind fast genau die gleichen geblieben seit fünf und sechs Jahrtausenden, auch das Empfindungsleben der Leute selbst hat sich auf dem konservativen Boden des Nilthales in dieser langen Spanne Zeit nur in wenigen Zügen zu ändern vermocht.

Inhalt.